



9. November 2026 / 27. Januar 2027

WER NUN WEISS, GUTES ZU TUN, UND TUT'S NICHT, DEM IST'S SÜNDE.

Jakobus 4,17

Inhalt

4 Editorial

Jutta Weduwen

6 Geleitwort

Generalsuperintendentin Julia Helmke

I. GEDENKEN UND GOTTESDIENSTE AM/UM DEN 9. NOVEMBER 2026

10 Gottesdienst am 8. November 2026 »Selig sind die Friedensstifter«

Widerschein

Gabriele Scherle

13 Abendandacht am 9. November 2026

Zachor – Erinnern, das verpflichtet.

Ilona Klemens

21 Kollektenbitte am 9. November 2026

II. GEDENKEN ZUM VOLKSTRAUERTAG UND FRIEDENSSONNTAG AM 15. NOVEMBER 2026

24 Mit ASF den Volkstrauertag gestalten

26 Kollektenbitte am 15. November 2026

III. GEDENKEN UND ANDACHT AM 27. JANUAR 2027

30 Andacht

Sein wie die Träumenden

Katharina Fischer-Troppenz

35 Kollektenbitte am 27. Januar 2027

IV. AUS DER ARBEIT VON ASF

38 Auf den Spuren unserer Familiengeschichte

Laura Iglesias

42 Die Geschichte hinter einem schicksalhaften Fund

Pauline Püschel

46 Geschichte in Bewegung: schwieriges Erinnern in Brno

Kira Gruner

V. ZEITGESCHICHTLICHE UND POLITISCHE BEZÜGE

50 Unbequeme Held*innen

Katrin Rudolph

55 Literaturhinweise

Margit Herfarth

VI. LITERATUR

56 Auch die Gleichgültigkeit schmerzt

Angelika Obert

59 Impressum

Zum Titelbild: Die ASF-Freiwillige Insa bei einer Führung in der Gedenkstätte Lidice, die an das NS-Massaker in einem tschechischen Dorf 1942 erinnert. Mehr dazu auf S. 28–29.

Diese und frühere Ausgaben der *ASF-Predigthilfe* finden Sie zusammen mit weiteren Materialien für Kirchengemeinden und Pfarrer*innen auch unter www.asf-ev.de/veroeffentlichungen.

Über unser Infobüro können Sie auch weitere Printausgaben bestellen: infobuero@asf-ev.de;

+49 30 28395-184

Editorial

Jutta Weduwen

Liebe Leser*innen,

mehr als 80 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs und der Befreiung der NS-Vernichtungslager steht die Erinnerung an diese Verbrechen gegen die Menschlichkeit unter immer größerem Druck von ganz verschiedenen Seiten, in Deutschland und in vielen anderen Ländern.

Auf den Gedenkveranstaltungen zur Befreiung der Konzentrationslager sprechen nur noch ganz wenige Zeitzeug*innen, die als Jugendliche oder Kinder dort inhaftiert waren und sich erinnern können. Die Kinder, die etwa als »enfants cachés« in Belgien versteckt oder die über die Kindertransporte ins Vereinigte Königreich gerettet wurden oder die heute in Israel leben, haben eine ganz eigene Geschichte der Verfolgung und ihrer langen Folgen, die erzählt und gehört werden sollte. Freiwillige von ASF begleiten die Überlebenden in Pflegeheimen oder besuchen sie zu Hause. Es sind die letzten Momente, mit diesen Menschen Zeit und Erinnerungen zu teilen. Die Bildreihe in diesem Heft zeigt aus verschiedenen Ländern dieses Engagement unserer Freiwilligen.

Auch die Nachfahr*innen der Verfolgten fangen nun immer häufiger an zu erzählen, sie haben noch einmal eine andere Perspektive darauf, wie die langen Schatten dieser Gewaltgeschichte auf den Familien der Überlebenden lasten, sie erzählen aber auch von heutigem jüdischem Leben in Deutschland und anderen Ländern Europas. Das ist eine Chance, weil diese Stimmen die Brücke in unsere Gegenwart, in unseren Alltag schlagen: Wie leben Minderheiten wie die jüdische Gemeinschaft oder Sinti* und Roma* hierzulande? Von welchen Lebensentwürfen, aber auch Marginalisierung und Diskriminierung erzählen sie?

Mit dem Sterben der Zeitzeug*innen ist es nun (mehr noch als zuvor ohnehin schon) an allen, die Erinnerungen zu verbreiten, sich aktiv damit auseinanderzusetzen und sie kritisch auf unsere Gegenwart zu beziehen – eine Gegenwart, die weltweit einen politischen, aber auch gesellschaftlichen Rechtsruck erlebt, in dem die Umdeutung der NS-Verbrechen eine zentrale Rolle spielt.

Ein Schlüssel bleiben die Schicksale und Erinnerungen der Verfolgten: Noch immer sind viele Fälle unaufgeklärt und Gruppen von Verfolgten, deren Geschichte lange verdrängt wurde und die auch in unserer Gegenwart immer noch diskriminiert werden, fordern Gehör: Menschen mit Behinderung, Sinti* und Roma*, als »asozial« Verfolgte. Tausende Freiwillige beteiligten sich an der Digitalisierung von Archiven,

die diese Schicksale weltweit zugänglich machen. Schulklassen recherchieren aufwendig die Geschichte ihrer Schule oder Stadt. Jedes kleine oder größere Projekt ist wertvoll, denn: #everynamecounts.

Gerade weil digital oder auf der Straße immer offener die NS-Verbrechen gelehnet, verdreht, wenn nicht gar verherrlicht werden, ist es wichtig, historisch genau und klar auf die Taten und Täter*innen sowie auf die Opfer zu schauen. Mit der Universalisierung des Holocaust droht fast jede gesellschaftliche Debatte über Unrecht und Gewalt früher oder später mit der Shoah und der NS-Zeit verglichen – und das heißt meist eigentlich vielmehr gleich- und in Konkurrenz gesetzt – zu werden, und das aus den unterschiedlichsten politischen Milieus und Motiven heraus. Mit dem Terror des 7. Oktober und dem Krieg in Gaza, Libanon und Israel ist diese vielfache Aufladung von Erinnerungsfragen noch einmal unversöhnlicher geworden: von Nahost über globale (Un-)Gerechtigkeit, die Pandemie, den Krieg gegen die Ukraine oder die Fragen nach Zugehörigkeit und Staatsbürgerschaft.

Stattdessen ist es an Gedenktagen wie dem 9. November oder dem 27. Januar umso wichtiger, auf die Ereignisse und Menschen in der eigenen Kommune, im eigenen Umfeld zu schauen: Was geschah hier vor über 80 Jahren genau? Wie begann der NS-Terror und wie endete er dann 1945? Wen traf die Gewalt, von wem ging sie aus? Wer schaute weg? Wer widersprach?

Es ist gut, dass an zahlreichen Orten in Kirchen, Schulen und Stadtmuseen rund um diese Gedenktage aktiv erinnert wird. Die Texte und Liturgien dieser Ausgabe helfen dabei hoffentlich. Wir freuen uns immer über Ihre und Eure Meinung oder über Eindrücke von den Veranstaltungen vor Ort.

Ich danke sehr herzlich dem Redaktionsteam und allen, die zu diesem Heft mit Texten und Bildern beigetragen haben.

Ihre Jutta Weduwen

Geschäftsführerin



Fabrice aus Berlin
begleitet ab September
die Bewohner*innen
eines jüdischen
Pflegeheims und
engagiert sich im
deutsch-französischen
Kulturzentrum in Nizza.

**Freiwillige ein Jahr begleiten,
Engagement ermöglichen**

Jetzt eine Patenschaft übernehmen!

www.asf-ev.de/freiwilligenpatenschaften



Geleitwort

Generalsuperintendentin Julia Helmke

Als Kind gab es ein wirksames Rezept für Schmerzen und Traurigkeit bei mir: Meine Mutter zog die unterste Schublade der Schrankwand im Wohnzimmer auf. Dort lagerten alle Foto-Alben und sie schaute mit mir gemeinsam Bilder von uns als Familie an. Vor allem die Alben meiner Großeltern, die den Krieg und die Nachkriegszeit überlebt hatten, faszinierten mich. Die Bilder in Schwarz-Weiß, klein und mit gezacktem Rand wirkten wie aus einer fernen unerreichbaren Zeit und doch waren sie Teil von mir. Ein Gefühl von Zugehörigkeit tröstete mich. Ich kroch in diese Bilder hinein und entdeckte immer wieder neue Details. Das gab – und gibt mir Kraft, schenkt mir die Gewissheit, Teil einer größeren Geschichte zu sein. Heute weiß ich auch um die Ambivalenz, was die Bilder nicht erzählen und was ich zu der NS-Vergangenheit meines Berliner Großvaters recherchiert habe.

Erinnern bedarf der Darstellung, so schreibt Aleida Assmann in ihrer Intervention zur Erinnerungskultur 2013. Diese Darstellung hat verschiedene Perspektiven und ich danke ASF und allen Freiwilligen, dass Erinnerungen geteilt werden, Fotos gemeinsam geschaut und gewürdigt werden können und so in Zeug*innenschaft Teil der kollektiven Wahrnehmung und des kulturellen Gedächtnisses werden. Auch die Schmerzen und die Traurigkeit brauchen Räume und brauchen Zeit. Ich danke allen, die diese Form der Erinnerungsarbeit dokumentieren und damit lebendig und präsent halten. Erinnern bedarf der Konkretion von Darstellung und, wie Aleida Assmann ebenfalls betont, braucht einen ethischen Rahmen. Denn nur so gelingt es in dauernder kritischer Selbstreflexion »im Rahmen dialogischer, verknüpfter und transnationaler Gedächtnisse die Würde entrechteter Gruppen wiederherzustellen und soziales Vertrauen zu stärken«.¹

Diese Selbstreflexion fehlt zurzeit vielerorts, ja wird populistisch delegitimiert. Umso wichtiger ist es differenziert auf diejenigen zu schauen, die unter Einsatz ihres Lebens sich engagiert haben. In diesem Heft finden sich Berichte zu Katharina Staritz und Franz Kauffmann. An ihnen zeigen die beiden Verfasserinnen exemplarisch, was es bedeutet heldenhaft zu handeln: Vorbildhaft dem eigenen Gewissen folgend, sich Autoritäten widersetzend, Menschen helfend und rettend und zugleich als vielschichtige Persönlichkeiten zuweilen hinter den eigenen Ansprüchen zurückzubleiben, ängstlich und mutlos zu sein oder Haltungen zu vertreten, die dem eigenen Handeln zuwiderlaufen.

Mich ermutigen diese biographischen Zeugnisse, denn sie machen deutlich, dass jede und jeder tätig werden kann – und sollte. Sie zeigen zugleich, wie viele das

Gute gar nicht versucht haben, Erinnerung ist immer auch ein Blick in den Abgrund. Der Mutmuskel, um ein Begriff der US-amerikanischen Bischöfin Mariann Budde aufzunehmen, kann jedoch trainiert werden – und es gilt ihn einzuüben. Denn: Wer nun weiß, Gutes zu tun, und tut's nicht, dem ist's Sünde. Dieser Vers aus dem Jakobusbrief zeigt, worauf es gerade heute ankommt. Sich nicht wegducken, nicht resignieren, sondern die Erinnerung als starkes Instrument zu verstehen, das uns ermächtigt zu Handeln und Einzustehen. Dabei hilft Gemeinschaft. Dazu braucht es Räume und Zeiten.

Die beiden Predigthilfen zum 9. November und 27. Januar schaffen genau dies: Sie erinnern an konkrete Menschen und erinnern uns damit an uns selbst. Sie lassen aus einem abstrakten Gedenktag eine Schublade mit Erinnerungen werden, die zu mir gehört, die mich ausmacht. Die ich immer wieder notwendigerweise öffne, da ihr Inhalt meine, unsere Gegenwart und Zukunft prägen und verändern wird. Als Person, als Mitglied einer Kirche und als Bürgerin dieser Stadt und dieses Landes. Die Texte, die biblischen Botschaften pflanzen in uns die Frage: Welche Haltung braucht es heute von uns, wie antworten wir auf die Herausforderungen der Gegenwart, damit wir Zukunft träumen können.

Haltung ist *hot*, hat es der Berliner CSD 2026 umschrieben. Wie zeige und fühle ich die Relevanz von Erinnerung wäre eine andere Übersetzung. Das ist meines Erachtens gerade auch Aufgabe von Kirche in diesen Zeiten: Orte und Zeiten zu schaffen, wo der Mutmuskel trainiert wird. Wo Menschen erfahren, dass es auf Sie ankommt. Angst und Ohnmacht können überwunden werden. Wo deutlich wird, dass es Folgen haben wird, wenn das, was gut ist und dran ist, nicht getan wird. Wo Geschichten erzählt und Erinnerungen geteilt werden. In ganz unterschiedlichen Formaten, Sprachformen, Konkretionen und Darstellungen. Ich wünsche mir, dass diese Predigthilfe auf fruchtbaren Boden fällt, denn sie nährt und zeigt, was nützt.

1 Aleida Assmann, Das neue Unbehagen an der Erinnerungskultur. Eine Intervention, München 2013, 209.

Prof. Dr. Julia Helmke, Generalsuperintendentin für den Sprengel Berlin.



ASF-FREIWILLIGE FÜR ERINNERUNG UND SOLIDARITÄT



Die ASF-Freiwillige Hannah begleitete 2023–2024 in London mit der Association of Jewish Refugees Shoah-Überlebende. Die heute hochbetagten Menschen wurden als Kinder durch die sogenannten Kindertransporte per Bahn aus dem Deutschen Reich ins Vereinigte Königreich gerettet. Die Freiwilligen begleiten die Menschen im Alltag und unterstützen bei der Archivierung ihrer Erinnerungen.

I. GEDENKEN UND GOTTESDIENSTE AM/UM DEN 9. NOVEMBER 2026

GOTTESDIENST AM 8. NOVEMBER 2026

»SELIG SIND DIE FRIEDENSSTIFTER«

Widerschein

**Eine Andacht über die Widerstandskämpferin und erste Pfarrerin
der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau Katharina Staritz**

Gabriele Scherle

»Wir haben aber diesen Schatz in irdenen Gefäßen, damit die überschwängliche Kraft von Gott sei und nicht von uns.« (2 Kor 4,7)

Am Karsamstag 1942 bekam Katharina Staritz im Polizeigefängnis Kassel von der Frau des Hausmeisters ein Stück Osterkuchen. Blechkuchen mit Rhabarber. Elf Jahre später, todkrank, diktierte sie die Erinnerung daran. »Gute Frau Dietrich! Ich glaube, es hat mir nie ein Kuchen wieder so geschmeckt!« Am Karfreitag 1953 starb sie.

Das ist keine sentimentale Anekdote. Es ist eine politische. Staritz saß im Gefängnis, weil sie als evangelische Theologin in Breslau etwas getan hatte, das eigentlich selbstverständlich hätte sein müssen: Sie hatte die Pfarrer aufgefordert, Gemeindemitglieder mit dem gelben Stern nicht aus dem Gottesdienst auszuschließen. Die Kirchenleitung suspendierte sie daraufhin und die Gestapo verhaftete sie. Über das Arbeitslager Breitenau kam sie ins KZ Ravensbrück, wo bis zu 48.000 Frauen und Kinder umkamen. Den Kollegen, der Staritz' Text als amtliches Schreiben herausgegeben hatte, schützte die Kirche. Die Frau, die ihn geschrieben hatte, ließ sie fallen.

Wir erinnern an solche Geschichten und meinen, sie lägen hinter uns. Aber dass Institutionen diejenigen fallen lassen, die tun, was die Institution hätte tun müssen – das ist kein Merkmal des »Dritten Reiches«. Es ist ein Muster, das in jeder Struktur wiederkehrt, die ihren Selbsterhalt über ihren Auftrag stellt.

Staritz nannte ihre Gefangenschaft »ein Jahr des Herrn«. Das klingt fromm. Es ist provokant. Ravensbrück war kein Kloster. Wer hier von einem »Jahr des Herrn« spricht, behauptet: Gott ist nicht dort, wo die Macht ist. Gott ist dort, wo die Macht zuschlägt. Nicht auf der Seite derer, die über den nächsten Tag verfügen, sondern bei denen, denen der nächste Tag entzogen ist. Was Staritz aus dem Lager erzählt, sind keine Schreckensberichte. Es sind Beobachtungen einer Frau, die gelernt hat, anders zu sehen. Ein Kriminalbeamter, der sich bei der Verhaftung verbeugt. Ein Aufseher, der heimlich sein Wurstbrot teilt. Kommunistinnen, die Staritz eine leichtere Arbeit verschaffen. Ein SS-Mann, der Pappe für Einlegesohlen gibt.

Staritz hätte daraus einen Beweis für die Güte des Menschen machen können. Sie tut das Gegenteil. Sie stellt die Frage nach dem Guten politisch und theologisch auf den Kopf: »Ich glaube, daß auch unsere christlichen ›guten Taten‹ nicht unser Werk, sondern Gnadengaben Gottes sind. Dann aber habe ich erfahren, daß er mit diesen Gnadengaben sogar die beschenkt, die ihn leugnen.«

Das ist ein Satz mit Sprengkraft. Wenn das Gute Gnade ist, gibt es keinen Grund, Gottes Wirken an Kirchenmitgliedschaft zu binden. Die Kommunistin handelt gut, weil Gott seine Gnade verteilt, wie er will. Das sprengt den Rahmen, in dem Staritz selbst gearbeitet hatte: die Solidarität innerhalb der Kirche, mit Getauften. Im Lager wird die Grenze durchlässig – nicht durch guten Willen, sondern durch die Wirklichkeit.

Für uns hat das eine politische Pointe. Wer in einer Gesellschaft lebt, die Zugehörigkeit zum Maß aller Dinge macht – wer dazugehört, verdient Solidarität, wer nicht, hat Pech –, dem hält Staritz entgegen: Menschlichkeit hat keinen Ausweis nötig. Wer das Gute nur dort anerkennt, wo es aus den eigenen Reihen kommt, hat die Gnade nicht verstanden.

Aber Staritz bleibt nicht beim Trost. Sie erzählt auch von ihrem Versagen. Den jüdischen Häftlingen wurde eine Woche das Essen entzogen. Die Blockleiterin rief Freiwillige dazu auf, Brotecken abzugeben. Staritz meldet sich nicht. Als der »Judenblock« nach Auschwitz deportiert wird, steht das ganze Lager Spalier. Staritz hebt die Hand nicht. »Diese beiden Dinge sind für mich wie ein Verrat an meinen Schwestern.«

Die Frau, die 100 Menschen gerettet hat, hebt die Hand nicht, als es darauf ankommt. Aus Angst. Aus dem Einfrieren, das eintritt, wenn das eigene Überleben auf dem Spiel steht. Das Gute, das sie vorher getan hatte, war kein moralisches Kapital. Gnade lässt sich nicht speichern.

Wir teilen gern in Helden und Schurken ein. Staritz verweigert das. Es gibt keinen gesicherten Ort auf der richtigen Seite. Wer sich einredet, in der Situation anders

gehandelt zu haben, weiß nicht, wovon er redet. Wer aber weiß, dass der eigene Anstand zerbrechen kann, wird aufmerksamer für die Momente, in denen er gebraucht wird. Gerade jetzt. Gerade in Strukturen, die Schweigen belohnen und Einspruch bestrafen.

Im Lager hielt Staritz jeden Sonntag einen Gottesdienst. In Fünferreihen auf der Lagerstraße gehend, sie in der Mitte, ein kurzes Bibelwort, »das wie für unsere Lage geschrieben schien«. Kein Raum, kein Buch, keine Erlaubnis. Sie nennt es beharrlich »Gottesdienst«. Wo Menschen Gottes Wort hören und daraus Kraft schöpfen, ist Gottesdienst. Nicht die Mittel machen ihn aus, sondern der Gehorsam. Ein geflüstertes Bibelwort im Gehen wiegt mehr als manche Veranstaltung, die niemanden aufstört.

Im Titelgedicht, das sie in Ravensbrück schrieb, bittet Staritz, ihr Leben möge ein »stiller, froher Widerschein« von Gottes Licht sein – und schiebt ein: »hab ich doch eignes nicht«. Im Lager ist das die Realität des Häftlings. Im Glauben ist es die Bereitschaft, nicht selber leuchten zu wollen. Durchlässig werden für ein Licht, das nicht von uns kommt.

Paulus schreibt, wir trügen den Schatz des Glaubens in irdenen Gefäßen. Das Bild ist nüchtern. Irdene Gefäße sind billig, zerbrechlich, austauschbar. Wer von sich selbst so spricht, hat aufgehört, sich wichtig zu nehmen. Staritz hat das im Lager gelernt: »Hab ich doch eignes nicht.« Kein moralisches Kapital, kein gesicherter Standpunkt, keine Garantie für den eigenen Anstand. Was bleibt, ist das Gefäß – rissig, fragil, gebraucht. Und darin, sagt Paulus, der Schatz. Damit die Kraft von Gott sei und nicht von uns. Das ist kein Trost für Leute, die es sich bequem machen wollen. Es ist ein Trost für Leute, die wissen, dass sie zerbrechen können – und trotzdem nicht aufhören, sich gebrauchen zu lassen.

Gebet

Gott, du bist dort, wo die Macht zuschlägt. Du legst deinen Schatz in irdene Gefäße, nicht in gepanzerte Tresore. Gib uns Augen für die Güte, die uns widerfährt – auch von denen, die nicht zu uns gehören. Gib uns Mut, wo Schweigen bequemer wäre. Und bewahre uns vor der Einbildung, wir wären besser als die, die vor uns versagt haben. Gebrauche uns als das, was wir sind: zerbrechlich, rissig, auf deine Kraft angewiesen. Amen.

Gabriele Scherle ist Theologin und war Pröpstin für Rhein-Main der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau. Sie ist Mitglied im Vorstand der Bildungsstätte Anne Frank (Frankfurt/Main) sowie im Vorstand von *Aktion Sühnezeichen Friedensdienste*.

Zachor – Erinnern, das verpflichtet. Wenn Erinnerung zum Content wird

Bausteine für die Gestaltung einer Abendandacht zum 9. November 2026

Ilona Klemens

Musik zum Eingang

Lied: Komm in unsre stolze Welt; EG 428; *oder* Gott gab uns Atem; EG 432

Votum

*Liturg*in:*

Wir feiern diese Abendandacht im Namen Gottes,
der die Namen der Menschen nicht vergisst,
im Namen Jesu Christi,
der uns in der Wahrheit hält und uns den Weg der Versöhnung weist,
und im Namen der Heiligen Geistkraft,
die Erinnerung lebendig hält, Menschen verbindet
und uns den Mut schenkt, für die Würde aller einzustehen.

Gemeinde: Amen.

Begrüßung

*Liturg*in:*

Heute erinnern wir an die Novemberpogrome des Jahres 1938.
Wir erinnern an brennende Synagogen.
An zerstörte Geschäfte. An verwüstete Wohnungen.
An Menschen, die gedemütigt, verfolgt und ermordet wurden.
Wir erinnern an jüdische Nachbarinnen und Nachbarn,
deren Leben aus der Mitte unserer Gesellschaft herausgerissen wurde.
Ihre Namen dürfen nicht vergessen werden.
Doch wir erinnern in einer anderen Welt als die Generationen vor uns.
Geschichte begegnet uns heute auf Bildschirmen.
In Videos. In Podcasts. Auf Instagram, TikTok oder anderen sozialen Medien.
Erinnerung wird geteilt. Kommentiert. Gelikt. Weitergesendet.

Das verändert unsere Erinnerungskultur.

Nicht erst seit heute fragen deshalb Historikerinnen, Pädagogen und Gedenkstätten:

Wie kann Erinnerung lebendig bleiben?

Oder anders gefragt:

Was geschieht mit dem Gedenken, wenn Erinnerung zum Content wird?

Die jüdische Tradition kennt auf diese Frage seit jeher eine Antwort.

Sie lautet: *Zachor*. *Erinnere dich*.

Nicht als Blick zurück. Sondern als Auftrag für heute.

Psalmgebet Ps 78,1–7 (BasisBibel)

Höre, mein Volk, auf meine Weisung!

Spitzt eure Ohren, ich habe etwas zu sagen!

Ich will meinen Mund auf tun und in Gleichnissen reden.

Geheimnisse von früher will ich verkünden:

Wir haben davon gehört, es ist uns bekannt.

Schon unsere Eltern haben es weitererzählt.

Wir halten es nicht geheim vor unseren Kindern.

Wir erzählen davon der nächsten Generation:

vom Ruhm des Herrn und seiner Macht,

von seinen Wundern, die er getan hat.

Er machte Jakob seine Gebote bekannt,

und Israel übergab er seine Weisung.

Unseren Vorfahren hat er aufgetragen,

sie an ihre Kinder weiterzugeben.

So lernt die nächste Generation sie kennen,

in der wieder Kinder geboren werden.

Die sollen sie dann an ihre Kinder weitergeben,

damit auch diese Vertrauen fassen zu Gott.

So werden sie Gottes Taten nicht vergessen

und seine Gebote befolgen.

Gebet

*Liturg*in:*

Gott des Lebens, du bist ein Gott der Erinnerung.

Du kennst die Namen der Menschen,

auch wenn sie aus den Geschichtsbüchern verschwinden.

Du hörst die Stimmen der Opfer,

auch wenn andere sie zum Schweigen bringen wollten.
Du bewahrst ihre Würde.

Heute bringen wir vor dich die Menschen,
deren Leben in den Novemberpogromen zerstört wurde.
Wir bitten dich: Bewahre auch uns vor dem Vergessen.
Schenke uns offene Herzen für die Geschichten anderer.
Lass Erinnerung nicht zur bloßen Information werden,
sondern zur Quelle von Mitgefühl, Wachsamkeit und Verantwortung.

Gemeinde: Amen.

1. Lesung Dtn 6,4–7:11b–12 (Lutherbibel, alternativ BasisBibel)

Hinführung zur Lesung: Wir hören Worte aus der Tora. Sie gehören zum Sch'ma Jisrael, dem zentralen Glaubensbekenntnis des Judentums. Seit Jahrhunderten erinnern diese Worte daran, dass Glaube und Erinnerung untrennbar zusammengehören.

Lesung:

Höre, Israel, der Herr ist unser Gott, der Herr ist einer.
Und du sollst den Herrn, deinen Gott,
lieb haben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit all deiner Kraft.
Und diese Worte, die ich dir heute gebiete, sollst du zu Herzen nehmen
und sollst sie deinen Kindern einschärfen und davon reden,
wenn du in deinem Hause sitzt oder unterwegs bist,
wenn du dich niederlegst oder aufstehst.
Und wenn du nun isst und satt wirst,
so hüte dich, dass du nicht den Herrn vergisst,
der dich aus Ägyptenland, aus der Knechtschaft, geführt hat.

2. Lesung Joh 8,31–32 (Bibel in gerechter Sprache)

Hinführung zur Lesung: Wir hören Worte aus dem Johannesevangelium. Jesus spricht hier als Jude zu Jüdinnen und Juden. Es ist ein Gespräch innerhalb des Judentums. Gerade heute hören wir diese Worte in Respekt vor ihren jüdischen Wurzeln und als Einladung, gemeinsam nach der Wahrheit zu suchen.

Lesung:

Wenn ihr in meinem Wort bleibt,
seid ihr wahrhaftig meine Jüngerinnen und Jünger.

Dann werdet ihr die Wahrheit erkennen,
und die Wahrheit wird euch befreien.

Lied: Gib Frieden, Herr, gib Frieden; EG 430

Andachtsimpuls

Erinnerung war nie selbstverständlich. Sie muss gesucht und gewollt werden.
Darum begegnet uns in der Bibel immer wieder derselbe Ruf: Vergiss nicht!
Im Hebräischen heißt dieser Ruf: *Zachor*. *Erinnere dich!*
Doch *Zachor* bedeutet mehr, als sich an etwas Vergangenes zu erinnern.
Es bedeutet: Bewahre die Geschichte so im Herzen, dass sie dein Leben verändert.
Erinnerung wird zum Auftrag.
Darum erzählt Israel seine Geschichte weiter.
Von Eltern zu Kindern. Von einer Generation zur nächsten.
Nicht das Vergessen soll sich vererben, sondern die Verantwortung.
Der Psalm, den wir eben gebetet haben, sagt:
»Wir halten es nicht geheim vor unseren Kindern.«
Erinnerung bleibt lebendig, wenn Menschen erzählen.
Wenn Namen ausgesprochen werden, wenn Geschichten weitergegeben werden.
So erinnern auch wir heute.
Wir erinnern an die Opfer der Novemberpogrome.
An zerstörte Synagogen, an geplünderte Geschäfte.
An Nachbarinnen und Nachbarn, die plötzlich zu Feinden erklärt wurden.
An Menschen, deren Würde mit Füßen getreten wurde.
Doch jede Generation erinnert anders.
Früher geschah Erinnern vor allem in Familien, in Schulen, in Kirchen,
an Gedenkorten, im Fernsehen oder im Film.
Heute begegnet Geschichte vielen Menschen zuerst auf dem Smartphone.
In kurzen Videos. Auf Instagram. Bei TikTok. In Podcasts.
Oder in einem Post, der nur wenige Sekunden Aufmerksamkeit bekommt.
Manche sehen darin einen Verlust. Andere entdecken neue Möglichkeiten.
Ich glaube: Beides gehört zur Wahrheit. Erinnerung verändert ihre Formen.
Das war schon immer so.
Entscheidend ist nicht, mit welchem Medium Geschichte erzählt wird.
Entscheidend ist, ob sie wahrhaftig erzählt wird.
Digitale Medien eröffnen neue Möglichkeiten.
Menschen begegnen den Namen der Opfer. Biografien werden sichtbar.
Zeitzeuginnen und Zeitzeugen bleiben durch ihre aufgezeichneten Stimmen präsent.

Junge Menschen setzen sich mit Geschichte auseinander –
dort, wo sie täglich unterwegs sind.
Auch das kann *Zachor* sein.
Doch dieselben Räume bergen Gefahren. Geschichte wird verkürzt.
Bilder werden aus ihrem Zusammenhang gerissen.
Unfassbares Leid wird mitunter ästhetisch inszeniert.
Algorithmen unterscheiden nicht zwischen Wahrheit und Lüge.
Antisemitische Erzählungen, Verschwörungsmythen und Hass verbreiten sich
oft schneller als sorgfältig erzählte Geschichte.
Darum braucht Erinnerung heute mehr denn je Menschen, die unterscheiden.
Die nachfragen. Die Quellen prüfen.
Die widersprechen, wenn Menschen verächtlich gemacht werden.
Vielleicht hören wir Jesu Wort heute neu:
*»Ihr werdet die Wahrheit erkennen,
und die Wahrheit wird euch befreien.«*
Wahrheit ist mehr als richtige Information.
Wahrheit braucht Aufmerksamkeit. Zeit. Geduld.
Sie hört den Geschichten der Opfer zu.
Sie fragt nach ihren Namen. Sie widerspricht der Lüge.
Die Bildungsarbeit unserer Zeit sagt: Erinnerungskultur muss lebendig bleiben.
Ich glaube, das ist genau das, was die Bibel mit *Zachor* meint.
Nicht Erinnern um des Erinnerns willen.
Sondern Erinnern, das Menschen verändert.
Die Opfer des 9. November mahnen uns bis heute.
Wo werden Menschen ausgegrenzt?
Wo werden antisemitische Parolen wieder laut?
Wo wird Hass salonfähig?
Wo schweigen wir, obwohl unsere Stimme gebraucht würde?
Zachor fragt nicht zuerst: *Was ist damals geschehen?*
Sondern: Was verlangt diese Geschichte heute von uns?
Erinnerung wird nicht dadurch lebendig, dass sie viele Klicks erreicht.
Sie wird lebendig, wenn Menschen Haltung gewinnen.
Wenn aus Wahrheit Verantwortung wird.
Wenn wir die Würde jedes Menschen verteidigen.
Dann wird aus Erinnerung Zukunft.

Amen.

Lied: Da wohnt ein Sehnen tief in uns; Durch Hohes und Tiefes 112

Stille

*Liturg*in:*

Wir halten einige Minuten Stille.

Wir denken an die Menschen, deren Leben in den Novemberpogromen zerstört wurde.

Wir denken an ihre Namen. An ihre Familien. An ihre Hoffnungen.

Wir denken an alle, deren Geschichten bis heute nicht erzählt worden sind.

Stille

Fürbitten

*Liturg*in:*

Gott des Lebens,

du bist ein Gott der Erinnerung.

Du vergisst keinen Menschen.

Darum kommen wir mit unseren Bitten zu dir.

Wir denken an die Opfer der Novemberpogrome von 1938.

An die Ermordeten. An die Vertriebenen. An die Gedemütigten.

An alle, deren Leben zerbrochen ist.

Lass ihre Namen nicht verloren gehen.

Wir rufen zu dir:

Gemeinde: Gott, erbarme dich.

*Liturg*in:*

Wir bitten für die jüdischen Gemeinden in unserem Land und weltweit.

Schenke ihnen Sicherheit. Schenke ihnen Vertrauen.

Bewahre sie vor Hass und Gewalt.

Stärke alle, die sich für ein friedliches Zusammenleben

von Menschen verschiedenen Glaubens einsetzen.

Wir rufen zu dir:

Gemeinde: Gott, erbarme dich.

*Liturg*in:*

Wir bitten dich für alle, die Geschichte erforschen, bewahren und weitererzählen.

Für Gedenkstätten. Für Museen. Für Schulen und Hochschulen.

Für Journalistinnen und Journalisten. Für Künstlerinnen und Künstler.

Für alle Bildungseinrichtungen,
die sich gegen Antisemitismus, Rassismus und Menschenfeindlichkeit engagieren.
Schenke ihnen Weisheit, Ausdauer und den Mut zur Wahrheit.
Wir rufen zu dir:

Gemeinde: Gott, erbarme dich.

*Liturg*in:*

Wir bitten dich für alle, die Verantwortung in den sozialen Medien tragen.
Für Menschen, die Inhalte gestalten.
Für diejenigen, die Diskussionen moderieren.
Für Influencerinnen und Influencer.
Für Entwicklerinnen und Entwickler digitaler Plattformen.
Lass digitale Räume Orte werden, an denen Wahrheit gesucht,
Menschen geachtet und Geschichte verantwortungsvoll erzählt wird.
Bewahre uns vor Gleichgültigkeit. Bewahre uns vor dem schnellen Urteil.
Bewahre uns vor der Versuchung,
Menschen auf Bilder, Vorurteile oder Schlagworte zu reduzieren.
Wir rufen zu dir:

Gemeinde: Gott, erbarme dich.

*Liturg*in:*

Wir bitten dich für uns selbst.
Lass uns aufmerksam bleiben, wenn Menschen ausgegrenzt werden.
Schenke uns den Mut, Widerspruch zu wagen, wo Hass laut wird.
Öffne unsere Augen für Unrecht.
Öffne unser Herz für die Würde jedes Menschen.
Lehre uns, was *Zachor* bedeutet:
nicht nur zurückzublicken, sondern Verantwortung zu übernehmen.
Wir rufen zu dir:

Gemeinde: Gott, erbarme dich.

Vaterunser

Lied: Verleih uns Frieden gnädiglich; Durch Höhen und Tiefen 229

Sendungswort

*Liturg*in:*

Zachor. Erwinnere dich.

Nicht, damit die Vergangenheit festgehalten wird,
sondern damit die Zukunft menschlicher wird.

Erwinnere dich an die Namen. Erwinnere dich an die Geschichten.

Erwinnere dich an die Wahrheit.

Und wo Menschen heute ausgegrenzt werden, wo Hass lauter wird,
wo Lügen Menschen gegeneinander aufbringen, da erwinnere dich daran,
dass Gott jeden Menschen nach seinem Bild geschaffen hat.

Aus Erinnerung wächst Verantwortung.

Aus Verantwortung wächst Hoffnung.

Segen

*Liturg*in:*

Gott segne uns mit einem wachen Herzen,
das nicht vergisst.

Christus begleite uns auf dem Weg der Wahrheit,
damit wir Lügen widersprechen und für die Würde aller Menschen eintreten.

Die Heilige Geistkraft stärke uns, damit Erinnerung nicht Vergangenheit bleibt,
sondern unser Denken, Reden und Handeln prägt.

Heute. An diesem Abend. Und an allen Tagen.

Gemeinde: Amen.

Lied: Komm, Herr, segne uns; EG 170; *oder, wenn im Kontext passend* Oseh Shalom (instrumental): »Er, der Frieden schafft in seinen Höhen, schenke Frieden uns und der ganzen Welt.«

Ilona Klemens ist Pfarrerin der Evangelischen Studierendengemeinde in Frankfurt/Main. Vorher war sie Pfarrerin für interreligiösen Dialog in Frankfurt/Main und Geschäftsführerin des Rats der Religionen sowie Generalsekretärin beim Deutschen Koordinierungsrat der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit.

Kollektenbitte

FÜR AKTION SÜHNEZEICHEN FRIEDENSDIENSTE

AM 9. NOVEMBER 2026

Tag des Gedenkens an die Opfer der Novemberpogrome 1938

Lebendige Begegnungen mit Jüdinnen*Juden, gemeinsames Lernen und tatkräftiges Engagement in jüdischen Sozialprojekten oder bei der Pflege jüdischer Friedhöfe sind Herzensanliegen von *Aktion Sühnezeichen Friedensdienste*. Die Anerkennung von Unrecht und Schuld eröffnet Wege für Begegnung und Verständigung.



Aktuell leisten über 100 Freiwillige in 11 Ländern einen Friedensdienst. Sie erfahren in ihrem Alltag unterschiedliche jüdische Lebensrealitäten. Sie lernen jüdische Geschichte, Kultur und Religion kennen und manche erlernen auch Hebräisch oder Jiddisch.

Die Freiwilligen unterstützen in liebevoller Zuwendung Überlebende und ihre Angehörigen. Sie begleiten und stärken Menschen, die auch heute unter Ausgrenzung und Unrecht leiden. Sie setzen aktiv Zeichen gegen Antisemitismus und andere Formen von Menschenfeindlichkeit.

Mit Ihrer Gabe und Ihrem Gebet stärken Sie dieses Engagement. Herzlichen Dank.

Ihre Jutta Weduwen

Geschäftsführerin von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste



**Aktion Sühnezeichen
Friedensdienste**



Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e. V.

Auguststraße 80 / 10117 Berlin

Spendenkonto (bitte beachten: seit 2023 geänderte Kontodaten):

IBAN: DE72 3702 0500 0003 1137 00 | BIC: BFSWDE33XXX | SozialBank

Wir beraten Sie gerne! Nicole Minke, Fundraising-Referat:

spende@asf-ev.de | www.asf-ev.de/kollekte

ASF-FREIWILLIGE FÜR ERINNERUNG UND SOLIDARITÄT



Die ASF-Freiwillige Marianne vermittelte 2024–2025 im Widerstandsmuseum in Amsterdam die Geschichte der NS-Besatzung der Niederlande. Sie erzählte Schulklassen und Besuchergruppen von der Deportation der jüdischen Bevölkerung, Zwangsarbeit und Unterdrückung, aber auch politischem Widerstand.



II. GEDENKEN ZUM VOLKSTRAUERTAG UND FRIEDENSSONNTAG AM 15. NOVEMBER 2026

Warum eine Kollekte am Volkstrauertag und Friedenssonntag für ASF?

In vielen Landeskirchen wird am vorletzten Sonntag des Kirchenjahres um Kollekten für die Arbeit von *Aktion Sühnezeichen Friedensdienste (ASF)* gebeten. Damit übernehmen die Gemeinden und ihre Mitglieder eine wertvolle Mitverantwortung für diese Friedens- und Verständigungsarbeit. Junge Menschen engagieren sich als Freiwillige an Gedenkorten, in sozialen Einrichtungen oder in der Friedensbildung – das bleibt angesichts der aktuellen Krisen und Kriege dringend notwendig.

Am Volkstrauertag gedenken wir der Menschen, die Opfer von Krieg und Gewalt wurden. Insbesondere gedenken wir der Opfer des vom nationalsozialistischen Deutschland entfesselten Weltkriegs und der Opfer des NS-Terrors. Wir nehmen dabei auch selbstkritisch die Ursachen in den Blick, die in diese Katastrophe geführt haben. Auch Christinnen und Christen haben sich mitschuldig gemacht. Wir trauern und gedenken – und wir tragen die Hoffnung, dass Frieden und Gerechtigkeit wachsen, wenn Schuld benannt und Verantwortung übernommen wird, wenn Menschen einander begegnen und sich miteinander verständigen.

ASF bietet vielfältige Möglichkeiten, das einzuüben und zu praktizieren.

Zur aktuellen Arbeit von ASF

Aktuell sind über 100 Freiwillige in 11 Ländern in Europa, Israel und in den USA im Dienst. ASF begleitet die Freiwilligen mit einem Bildungs- und Begegnungsprogramm. So lernen sie in ihrer Freiwilligenzeit das andere Land mit seiner Geschichte und Gesellschaft kennen. Die Freiwilligen bringen nach ihrem Auslandsjahr wertvolle Erfahrungen und differenzierte Sichtweisen zurück nach Hause. Viele engagieren sich nach ihrem Dienst weiter sozial und politisch.



Freiwillige aus Deutschland gehen für ein Jahr ins Ausland. Freiwillige aus dem Ausland nehmen an einem internationalen Freiwilligenprogramm in Deutschland teil. Zudem gibt es in Polen ein Programm für Freiwillige aus der Ukraine und Deutschland.

Schweren Herzens mussten wir aufgrund des russischen Angriffskriegs unsere Arbeit in der Ukraine unterbrechen. Auch in Belarus und Russland ist aufgrund der politischen Situation aktuell kein Freiwilligendienst möglich. Nach wie vor nehmen jedoch Freiwillige aus osteuropäischen Ländern an ASF-Freiwilligendiensten in Deutschland teil. Wir halten den Kontakt zu unseren Partnerorganisationen in der Region und unterstützen Menschen in der Ukraine mit Hilfslieferungen.



Merle aus Hannover
engagiert sich ab
September in der
Gedenkstätte
Theresienstadt in
Terezín, Tschechien.

Freiwillige ein Jahr begleiten,
Engagement ermöglichen

Jetzt eine Patenschaft übernehmen!

www.asf-ev.de/freiwilligenpatenschaften



Kollektenbitte

FÜR AKTION SÜHNEZEICHEN FRIEDENSDIENSTE

AM 15. NOVEMBER 2026

Vorletzter Sonntag des Kirchenjahres: Volkstrauertag, Friedenssonntag



Angesichts vergangener und aktueller Konflikte und Kriege bleiben aufrichtige Begegnungen und die Fähigkeit des Zuhörens wichtige Voraussetzungen für Frieden. *Aktion Sühnezeichen Friedensdienste* setzt sich für die Anerkennung von Unrecht und Schuld ein und bestärkt junge Menschen, selbstkritisch die eigene Geschichte zu hinterfragen, andere Perspektiven kennenzulernen und solidarisch zu handeln.

Die jungen Freiwilligen eröffnen mit ihren Diensten neue Wege für Verständigung. Sie begleiten in liebevoller Zuwendung Überlebende des Holocaust oder ehemalige Zwangsarbeiter*innen. Sie arbeiten mit an der Aufklärung von Unrecht und Gewalt. Tatkräftig unterstützen sie Menschen, die auch in unserer Zeit Ausgrenzungen erleiden.

Mit Ihrer Gabe stärken Sie das Engagement von aktuell über 100 jungen Freiwilligen in 11 Ländern. Mit Ihrer Hilfe können Frieden und Gerechtigkeit neue Wurzeln schlagen. Herzlichen Dank.

Ihre Jutta Weduwen

Geschäftsführerin von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste



**Aktion Sühnezeichen
Friedensdienste**



Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e. V.
Auguststraße 80 / 10117 Berlin

Spendenkonto (bitte beachten: seit 2023 geänderte Kontodaten):
IBAN: DE72 3702 0500 0003 1137 00 | BIC: BFSWDE33XXX | SozialBank

Wir beraten Sie gerne! Nicole Minke, Fundraising-Referat:
spende@asf-ev.de | www.asf-ev.de/kollekte



Ein Jahr engagiert ins Ausland? Ein Freiwilligendienst #mitASF!

Jetzt bewerben für ein internationales Freiwilligenjahr,
das ab September 2027 beginnt.



Alle Informationen und Online-Bewerbung:
www.asf-ev.de/freiwilligendienst

Wir beraten dich auch gerne persönlich:
infobuero@asf-ev.de
+49 30 28 395-184

Online:
Freiwillige berichten
& beantworten
deine Fragen

ASF-FREIWILLIGE FÜR ERINNERUNG UND SOLIDARITÄT



Die ASF-Freiwillige Insa unterstützte die Gedenkstätte in Lidice. Deutsche Truppen machten dieses tschechische Dorf bei Prag dem Erdboden gleich und ermordeten oder verschleppten fast die gesamte Dorfgemeinschaft. Heute erinnern ein Museum, eine Galerie und ein Erinnerungspark an das Dorf und die Opfer. Ein Mahnmal ist den Kindern gewidmet, von denen die meisten in KZ deportiert und umgebracht wurden.



III. GEDENKEN UND ANDACHT AM 27. JANUAR 2027

ANDACHT

Sein wie die Träumenden

Vorschlag für die liturgische Gestaltung einer (Abend-)Andacht am 27. Januar 2027

Katharina Fischer-Troppenz

Musik zum Eingang

Votum

Begrüßung

Herzlich willkommen! Schön, dass Sie da sind. Wir feiern Andacht an diesem 27. Januar und gedenken der Befreiung des Konzentrationslagers Auschwitz vor 82 Jahren. Ein Ereignis, das beispielhaft für so viele Momente der Hoffnung inmitten der schlimmsten Katastrophe steht – ein Lichtschimmer in der dunkelsten Nacht. Wir denken an all die Menschen, die unter dem Nationalsozialismus gelitten haben: Jüdinnen*Juden, Sinti* und Roma*, queere Menschen, Andersdenkende und so viele mehr. Wir glauben: Gott hat sie nie verlassen. Und er ist auch heute bei uns. In unserem Beten. In unserem Singen. In unserem Schweigen. So wollen wir niemals vergessen, was geschehen ist, und unsere Herzen ausrichten an ihrem Gedenken, so wie der Wochenspruch uns auffordert:

»Hüte dich nur und bewahre deine Seele gut,
dass du nicht vergisst, was deine Augen gesehen haben,
und dass es nicht aus deinem Herzen kommt dein ganzes Leben lang.«
Dtn 4,9a

Psalm 126

Wir beten mit den Worten des 126. Psalmes. Dieses uralte Gebet verbindet uns mit unseren jüdischen Geschwistern und lädt uns ein zum Träumen – zum Träumen von der Befreiung aus der Gefangenschaft und einer Zukunft ohne Hass. Wir beten alles gemeinsam.

Alle: Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird,
so werden wir sein wie die Träumenden.

Dann wird unser Mund voll Lachens und unsre Zunge voll Rühmens sein.

Da wird man sagen unter den Völkern:

Der Herr hat Großes an ihnen getan!

Der Herr hat Großes an uns getan; des sind wir fröhlich.

Herr, bringe zurück unsre Gefangenen, wie du die Bäche wiederbringst im Südland.

Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten.

Sie gehen hin und weinen und tragen guten Samen
und kommen mit Freuden und bringen ihre Garben.

Eingangsgebet

Gott, Ewiges Licht, Stimme im Verborgenen,

Wir stehen vor dir und gedenken der Menschen,

die im Nationalsozialismus verfolgt, geschlagen, ermordet wurden.

Der Brüder und Schwestern, denen ihre Menschlichkeit abgesprochen wurde.

Wir denken an dein Volk Israel, das du liebst und welches du auserwählt hast.

Und wir schämen uns. Schämen uns, die Schuld unserer Vorfahren zu bekennen.

Schämen uns, dass der Hass und der Krieg und der Tod
noch immer regieren in unserer Welt.

In der Stille gedenken wir der Ermordeten und Verfolgten.

Stille, eine Minute

Alle: Gott, hör unser Rufen: Sei bei uns, wenn wir heute vor dir stehen und uns erinnern. Wir bitten: Schenke uns dein Licht, das die Nacht erhellt. Amen.

Lied: Meine engen Grenzen; SJ 38

Lesung Mt 10,26b–28

Lied: Was ich erträume; SJ 152

Ansprache

Sie liegt auf dem Boden und schaut aus dem Fenster. Am Firmament leuchten die Sterne. In ihnen erstrahlt das Licht der Ewigkeit, sie leuchten direkt in ihr Herz. Helene denkt an all das, was hinter ihr liegt und nie wieder kommen wird: an unbeschwerte Sommertage, sandige Füße, ihren Bruder Hans, der mit geschlossenen Augen im Gras liegt. Denkt an die Mohnpielen ihrer Großmutter, warm serviert mit Vanillesoße an einem verregneten Nachmittag. Denkt an ihren ersten Schultag, an ihren letzten Schultag. Beide Male die Frage: Was soll werden? Beide Male Sorge, aber einmal gemischt mit Vorfreude, einmal mit Verzweiflung.

Sie schaut in den Sternenhimmel und fragt sich, wie das alles auf einmal existieren kann, die Vergangenheit und die Gegenwart, und ob jemals eine Zukunft kommen kann – eine Zeit nach dem Jetzt. Sie schaut in den Sternenhimmel und fragt sich, wie die Sterne für alle Menschen zu allen Zeiten und an allen Orten gleichermaßen strahlen können: für sie in diesem schmutzigen Zimmer, auf dem Boden schlafend, mit nicht mehr als dem Inhalt ihres kleinen Koffers. Sind das dieselben Sterne, auf die damals Abraham blickte, als er nachts am Eingang seines Zeltens saß und sich vorstellte, wie viele Nachkommen er nach Gottes Verheißung haben sollte? Sind es dieselben Sterne, die durch das Fenster des Propagandaministers strahlten, während er an einer seiner Hassreden saß?

Es ist nichts verborgen, was nicht offenbar wird. Und nichts ist geheim, was man nicht wissen wird.

Claus prüft noch einmal alles: Seine Uniform sitzt, die Schuhe sind geputzt, die Aktentasche, *die Aktentasche* ist präpariert, beide Pakete da, alles ist so, wie es noch an diesem Morgen in Berlin besprochen wurde. Von seiner Frau Nina hat er sich bereits verabschiedet, mit ihr einen letzten, stummen und doch alles sagenden Blick ausgetauscht. Wie oft war er in den vergangenen Wochen kurz davor gewesen, um dann doch im letzten Moment die Reißleine zu ziehen. Jetzt gibt es nichts mehr zu entscheiden, nichts mehr zu bedenken, kein Zurück mehr. Er tritt vor die Tür und sieht das Auto, das ihn zum Flughafen bringen soll. Sein Mitstreiter Werner wird bei ihm sein, wenn er den Bunker betritt – Verschwörer gibt es nur im Plural –, und sie werden noch am selben Abend gemeinsam die Konsequenzen ihres erfolglosen Tuns spüren: Unter dem Sternenhimmel, im Licht des Scheinwerfers eines Autos wird sie die Wucht der Diktatur treffen, die das Leben eines Menschen über Millionen andere stellt. Noch während die Kugeln abgeschossen werden, wird er in den Himmel schreien: Es lebe das heilige Deutschland! – und dann sterben. Sterben wie so viele andere. Einen sinnlosen Tod, so wie jeder

andere auch. Und doch wird er nicht umsonst gestorben sein. Wird sein Handeln etwas in Gang setzen. Wird auf einmal ein Licht am Horizont aufflackern, ein kleines Stück Hoffnung aufflammen.

Was ich euch sage in der Finsternis, das redet im Licht; und was euch gesagt wird in das Ohr, das verkündigt auf den Dächern.

Vergesst nicht, was ihnen geschah. Erkennt ihre Namen. Erkennt euch daran, dass sie dieselben Sorgen an ihrem ersten Schultag hatten, dass sie genauso ihre Familie zum Abschied küssten, auf dieselben Sterne blickten, dieselben Träume hegten, sich über die Vergangenheit wunderten und die Idee einer Zukunft nicht fassen konnten. Sie mussten im Verborgenen leben. Ihre Gedanken verstecken. Ihr Leben behüten. Sich klein und unsichtbar machen. Wir aber dürfen im Licht leben. Dürfen ihre Geschichten erzählen. Dürfen protestieren, wenn anderen Unrecht widerfährt. Dürfen laut sein. Dürfen, *sollen* verhindern, dass die Dunkelheit wieder über Deutschland einbricht. Und davon träumen, dass dort, wo sie bereits ist, wieder der Tag anbrechen wird. Und wenn wir die Hoffnung verlieren, wenn wir uns krank im Herzen fühlen und nichts als Dunkelheit sehen, dürfen wir auf IHN blicken, das Licht, auf den, der uns vorangeht und uns sagt:

Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten, doch die Seele nicht töten können.

Fürchtet euch nicht. Schaut auf zu den Sternen und erinnert euch, dass Menschen vor euch waren. Wagt es, von der Zukunft zu träumen. Dann werden wir, wie es im Psalm heißt, sein wie die Träumenden. Dann werden die, die mit Tränen säen, mit Freuden ernten. Dann wird der Tag des HERRN anbrechen.

Und der Friede Gottes sei mit uns an allen Tagen.

Lied: »Berlin-Tel Aviv« von Max Herre featuring Sophie Hunger

(Es empfiehlt sich, den Liedtext im Liedblatt abzdrukken. Liedtext zum Beispiel hier abrufbar: <https://genius.com/Max-herre-berlin-tel-aviv-lyrics>)

Fürbitten

Nach jeder Fürbitte wird der Kehrvers von »Lass uns den Weg der Gerechtigkeit gehen« (SJ 171) gesungen.

Himmlischer Vater, du Licht im Verborgenen,

wir gedenken heute all jener, die unter dem Nationalsozialismus gelitten haben. Lass ihr Andenken ein Segen sein. Weise uns den Weg, unsere Gesellschaft so zu gestalten, dass der Hass nie wieder überhandnehmen kann. Steh uns bei, wenn wir nicht weiterwissen, und ermutige uns, wie Jesus Christus Partei für die Schwachen und Gedemütigten zu ergreifen. Gemeinsam singen wir: Lass uns den Weg der Gerechtigkeit gehen ...

Gott Israels,

der Hass auf dein erwähltes Volk währt noch immer: Auch in Deutschland müssen jüdische Menschen befürchten, Opfer von Gewalt, Beschimpfung und Diskriminierung zu werden. Beschütze sie vor schlimmem Schaden und gib ihnen Hoffnung, dass sie eines Tages ohne Angst auf die Straße treten können. Gib uns ein hörendes Herz für ihre Klagen und mache uns stark, dass wir uns gegen Israelhass und Antisemitismus einsetzen. Gemeinsam singen wir: Lass uns den Weg der Gerechtigkeit gehen ...

Gott, du Befreier aus aller Not,

sei bei denen, die unter Krieg, Gewalt und Verfolgung leiden: bei den Menschen im Iran, im Sudan, in der Ukraine, in Israel und Gaza und an so vielen anderen Orten, deren Leid du siehst und nicht vergisst. Wir bitten dich: Sei bei ihnen, nimm ihre Schmerzen auf in deine Hände, schenke ihnen Trost und eine neue Zukunft in Frieden. Öffne auch unsere Herzen und stärke unseren Mut zum Frieden, damit wir zu Werkzeugen deines Friedens werden. Gemeinsam singen wir: Lass uns den Weg der Gerechtigkeit gehen ...

Mit allen Christinnen und Christen auf der Welt beten wir, wie es uns Jesus Christus gelehrt hat:

Vaterunser

Lied: Der Herr segne dich; SJ 64

Segen

Musik zum Ausgang

Dr. Katharina Fischer-Troppenz ist Pfarrerin in Entsendung in Berlin und war 2008–2009 ASF-Freiwillige in Tel Aviv. Sie promovierte über das Selbstverständnis und die Rezeption in der Frühphase von Aktion Sühnezeichen.

Kollektenbitte

FÜR AKTION SÜHNEZEICHEN FRIEDENSDIENSTE

AM 27. JANUAR 2027

Nationaler Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus und
Internationaler Tag des Gedenkens an die Opfer des Holocaust

Am 27. Januar gedenken wir der Befreiung von Auschwitz. Nur wenige Menschen erlebten diese Befreiung. »Auschwitz« steht für den millionenfachen Mord an jüdischen Männern, Frauen und Kindern. Wir gedenken heute der Opfer des Holocaust und auch unzähliger Menschen, die aufgrund ihrer Herkunft, ihrer politischen Meinung, ihrer Lebensweise oder ihrer Behinderung verfolgt und ermordet wurden.

Bis heute leiden Menschen an den traumatischen Folgen dieser Gewalt. *Aktion Sühnezeichen Friedensdienste* setzt sich für die Anerkennung von Schuld ein und eröffnet Wege für Begegnung und Verständigung.

Aktuell leisten über 100 Freiwillige in 11 Ländern einen Friedensdienst. Sie halten in Museen und Gedenkstätten die Erinnerung an die NS-Verbrechen wach und leisten wichtige Aufklärungsarbeit. Sie unterstützen in liebevoller Zuwendung Überlebende und ihre Angehörigen. Sie begleiten und stärken Menschen, die auch heute unter Ausgrenzung und Unrecht leiden.

Mit Ihrer Gabe und Ihrem Gebet stärken Sie dieses Engagement. Herzlichen Dank.

Ihre Jutta Weduwen

Geschäftsführerin von Aktion Sühnezeichen Friedensdienste



**Aktion Sühnezeichen
Friedensdienste**



Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e. V.
Auguststraße 80 / 10117 Berlin

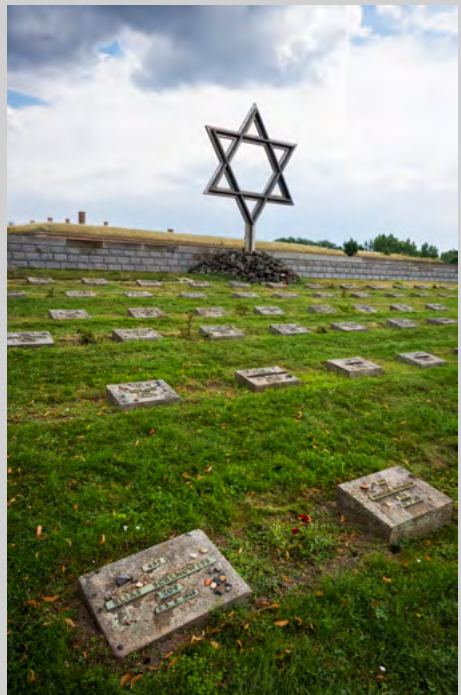
Spendenkonto (bitte beachten: seit 2023 geänderte Kontodaten):
IBAN: DE72 3702 0500 0003 1137 00 | BIC: BFSWDE33XXX | SozialBank

Wir beraten Sie gerne! Nicole Minke, Fundraising-Referat:
spende@asf-ev.de | www.asf-ev.de/kollekte



Linus engagierte sich bis September 2026 in der Gedenkstätte des früheren KZ Theresienstadt in Tschechien für die Erinnerung an die Opfer und die NS-Verbrechen: bei Führungen, Workshops und Theatervorführungen.

ASF-FREIWILLIGE FÜR ERINNERUNG UND SOLIDARITÄT



IV. AUS DER ARBEIT VON ASF

Auf den Spuren unserer Familiengeschichte

Eine französische ASF-Freiwillige erfährt mehr über ihre Vorfahren in deutschen Konzentrationslagern

Laura Iglesias

Manche Geschichten verschwinden nie ganz. Sie schlummern in einigen wenigen Fotos und Archiven und warten manchmal Jahrzehnte lang darauf, entdeckt zu werden. So blieb auch die Geschichte meines Großvaters lange verborgen. Mein Vater und ich haben erst vor kurzem begonnen, uns dafür zu interessieren. Anhand der Familienarchive, die wir ausgegraben haben, konnten wir seinen Weg von Spanien, seiner Heimat, nach Deutschland rekonstruieren. Fast zehn Jahre Krieg in der Blüte seines Lebens, vom 21. bis zum 30. Lebensjahr.

Bereits 1936 wurde sein Leben durch den Spanischen Bürgerkrieg auf den Kopf gestellt, in dem er gegen das Franco-Regime kämpfte, bevor er am 7. Februar 1939 ins Exil nach Frankreich vertrieben und dort in das Lager von Argelès-sur-Mer geschickt wurde. Er entkam einem Krieg, nur um in einen anderen zu geraten. Denn kaum mehr als ein Jahr später wurde Frankreich von den Nazis angegriffen, ein Teil besetzt, ein Teil stand unter dem Kollaborationsregime von Vichy. Nun wurde er zur Zwangsarbeit für die Organisation Todt gezwungen. Dennoch setzte er den Kampf gegen den Faschismus fort. 1942 schloss er sich der Résistance an. Er wurde verraten und am 20. März 1944 von der Gestapo verhaftet und am 21. Mai 1944 nach Deutschland deportiert. Zunächst wurde er ins KZ Neuengamme gebracht, dann in Nebenlager nach Fallersleben-Laagberg und Wöbbelin. Ein Leben voller Engagement, Kampf und Überleben, von dem wir lange kaum etwas wussten. Doch im Jahr meines Freiwilligendienstes mit ASF, das ich in der Gedenkstätte Augustaschacht bei Osnabrück verbrachte, sollten wir den Weg unseres (Groß)vaters Anfang Mai 2026 selbst noch einmal gehen. Mein Vater begleitete mich bei diesem symbolischen Ziel:

In die Fußstapfen seines Vaters zu treten und die letzten Orte seiner Deportation aufzusuchen.

Im Horror der Lager

Beim jährlichen Gedenken zur Befreiung des KZ Neuengamme war mein Vater fassungslos, als er die Überreste des Lagers erfasste, in das sein Vater am 24. Mai 1944 mit dem Zug angekommen war. Es war damals nur ein viertägiger Aufenthalt – doch lange genug, um eine Nummer zu erhalten: 32.104. Er verlor seine Freiheit und seine Identität. Mit kahl rasiertem Kopf und in gestreifter Uniform wurde er zu einem von vielen Gefangenen.



Der Großvater 1945

Während wir durch die noch erhaltenen Ziegelgebäude und die rekonstruierten Baracken schlenderten, wurde uns das ganze Ausmaß des Lagersystems bewusst. Bei einer Führung wurden Berichte ehemaliger Häftlinge über die Gewalt und Demütigungen vorgelesen, die die Menschen hier erdulden mussten. »Wenn man dort ist, ist das etwas ganz anderes«, sagt mein Vater zu mir – Stück für Stück wurde uns die Realität dieses Ortes bewusst.

In der Gedenkveranstaltung klang dieses Gefühl noch nach. Unter den aufgehängten Flaggen der Verfolgtenverbände fiel uns die der Spanischen Republik auf. Inmitten der Reden und bunten Kränze stellen wir uns immer noch den Schmerz vor. Wir werden ihn nie vollständig begreifen können, doch unsere Beziehung zu dieser Geschichte hat sich darüber verändert. Das Leid ist in diesen symbolträchtigen Ort eingebrannt, in das Licht des Raumes und in die Wege, die wir zu Fuß zurücklegten.

Mein Großvater verließ Neuengamme am 29. Mai 1944 und wurde zwei Tage später in das Lager Fallersleben-Laaßberg in Wolfsburg eingeliefert. Fast ein Jahr lang war er dort zusammen mit 800 anderen Männern interniert und musste unter härtesten Bedingungen für Volkswagen arbeiten.

Als wir dort ankamen, sahen wir gleich die hohen Schornsteine des VW-Werkes, die noch immer über Wolfsburg thronen. Wir durchquerten die Stadt, um das Gelände des ehemaligen Lagers zu erreichen. Davon ist fast nichts mehr übrig, heute stehen hier ein Lidl, eine Tankstelle und mehrere Gebäude. Diese so normal wirkende Umgebung irritierte sehr. Nur zwei schlichte Denkmäler erinnern. Die Fundamente der alten Baracken wurden zusammengetragen und sind nur von einem einfachen Segeltuchdach geschützt. Ein paar unscheinbare Steine neben einem städtischen Knotenpunkt, doch für die meisten Passant*innen sind sie wohl unsichtbar und bedeutungslos.

Wir versuchen, diese Bruchstücke der Erinnerung zusammenzufügen, und schlängeln uns zwischen Autos und Supermarktkunden hindurch. Anhand einer alten Lagerkarte versuchen wir, den Standort zu lokalisieren. Nach und nach traten vor unseren Augen die Baracken wieder an ihre Stelle. Die Gegenwart überlagert die Vergangenheit, ohne sie jemals vollständig auslöschen zu können. Wir mussten lernen, die Dinge anders zu betrachten, um sie wieder zum Leben zu erwecken.

Am 7. April 1945 wurden die letzten Häftlinge des Lagers Fallersleben-Laagberg mit dem Zug nach Wöbbelin gebracht, wo sie am 13. April eintrafen. In einem kleinen Museum fanden wir in einer langen Liste auch den Namen meines Großvaters: Eugenio Iglesias Fernández.

Ein paar Kilometer entfernt, inmitten von Feldern, erreichten wir das Gelände. Die Stille ist beeindruckend. Wir hatten erwartet, einen riesigen Komplex vorzufinden; aber der Ort ist überraschend klein, wo in den letzten Kriegswochen fast 5.000 Gefangene zusammengepfercht waren. Wir gingen zwischen den Bäumen umher, inmitten der verschwundenen Gebäude. Ein Lager der Qual, ohne jedes Leben. Tausend Männer kehrten von dort nie zurück. Mein Vater fasste es so zusammen: »Man spürt hier sofort eine unerträgliche Abscheu gegenüber der Menschheit und tiefen seelischen Schmerz. Durch die Geschichten der Deportierten inmitten der Gebäuden vorbeigeht, versetzt man sich in ihre Lage. Einige Menschen sind zurückgekehrt, um die Orte ihrer Qualen wieder zu sehen; andere nicht, auch mein Vater. Es ist zu schwer. Selbst ich als sein Sohn bin zusammengebrochen.«

Wir verlassen Wöbbelin zu Fuß. Während wir die Straße entlang in Richtung Ludwigslust gehen, folgen wir dem Weg, den mein Großvater nach der Befreiung des Lagers am 2. Mai 1945 genommen hat. Er wog nur noch 35 Kilo und litt an der Ruhr. Wir stehen vor dem Bahnhof, unweit des Krankenhauses, in dem er behandelt wurde, bevor er am 16. Mai nach Frankreich zurückgeführt wurde. Das Ende des Albtraums.

Orte der Erinnerung

Der Aufenthalt vor Ort ermöglicht es uns nicht, die Vergangenheit wieder zu erleben, sondern verändert die Art und Weise, wie wir sie verstehen. Während Archive einen historischen Verlauf nachzeichnen, verleihen Landschaften dieser Geschichte ein echtes Gefühl für ihre Dimensionen. Während die letzten noch lebenden Zeitzeug*innen sterben, bleiben diese Orte die letzten stillen Hüter dieser Geschichte. Familienerinnerungen verflechten sich mit diesen Schauplätzen des Grauens. Lebensgeschichten tragen dazu bei, ein kollektives Gedächtnis zu formen. Hinter jedem Bahnhof, jedem Wald oder jedem wiederaufgebauten Stadtviertel bleiben Spuren der Männer und Frauen zurück, deren Leben durch den Faschismus vorzeitig



Lauras Vater am Gedenkort des ehemaligen Lagers in Fallersleben-Laagberg bei Wolfsburg

beendet wurde. Eine unauslöschliche Erinnerung, die es uns ermöglicht, auch unsere Gegenwart zu hinterfragen.

Am Ende unserer Reise war mein Vater fassungslos: »Ich dachte, ich würde den Spuren meines Vaters in den Konzentrationslagern folgen, in die er deportiert worden war. Doch durch all die Besuche, Reden und Zeugenaussagen versetzte ich mich in die Lage jedes Deportierten, jedes Einzelnen, der in einer unermesslichen Hölle gefangen war. Ich wurde Pole, Russe, Italiener, Jude ... Ich wurde wie sie. In meiner Vorstellung war ich in diesen Lagern eingesperrt. Ich war bei meinem Vater und bei ihnen. Bei all den Elenden dieser Erde, die das Schlimmste unserer jüngsten Geschichte durchlebt haben. Diese Geschichte, für die wir keine Worte finden, um sie zu beschreiben.«

Wir waren aufgebrochen, um den Spuren unseres Vaters und Großvaters zu folgen. Wir kehrten mit der Erinnerung an Tausende andere zurück.

Laura Iglesias studierte in Frankreich Soziologie, Geschichte und Internationale Beziehungen. Von September 2025 bis August 2026 war sie ASF-Freiwillige in der Gedenkstätte Augustaschacht bei Osnabrück. Ihr Freiwilligendienst fand im Rahmen des Europäischen Solidaritätskorps (ESK) und wurde durch die Evangelisch-lutherische Landeskirche Hannovers und die Hans und Berthold Finkelstein Stiftung gefördert.

Die Geschichte hinter einem schicksalhaften Fund

Pauline Püschel

»Das ist das schönste Geschenk, das jemand mir und meiner Familie jemals gemacht hat«, sagt Evelyn Vogel. Sie resümiert das, nachdem sie einen Brief, den ihr jüdischer Großvater 1941 in einem Internierungslager in Frankreich verfasst hatte, erhielt – 85 Jahre später und jenseits eines Ozeans in den USA.

Die Übergabe dieses Fundstücks ist einem Zufall in meinem Alltag während meines Freiwilligendienstes mit ASF in Chicago zu verdanken: Vor ein paar Monaten zeigte mir meine Bekannte Margaret bei unserem Strickkreis einen Brief, den sie vor 15 Jahren in der Schublade ihrer gebraucht erworbenen Nähmaschine gefunden hatte. Sie hatte ihn behalten, in der Hoffnung, »eine Person zu finden, die Deutsch spricht, um den Brief zu übersetzen«.

Erschüttert las ich daraufhin in diesem Schreiben die Schilderungen eines J. Maier, verfasst am 19. August 1941 im französischen Lager Les Milles bei Aix-en-Provence, wo damals jüdische Menschen festgehalten wurden. Er stellt die Umstände im Lager und seine Pläne für eine Ausreise in die USA dar. Ich hatte lauter brennende Fragen: Haben die Maiers es noch geschafft, auszuwandern? Haben sie den Holocaust überlebt? Und wo sind ihre Nachfahren?

Es gibt kaum einen besseren Ort, um dies zu erforschen, als das Holocaust Survivors and Victims Resource Center im US Holocaust Memorial Museum in Washington, D. C. Durch ein Seminar während meines Freiwilligendienstes mit ASF konnte ich diese Einsatzstelle besuchen. Mithilfe verschiedener Archive sowie externer Internetquellen führe man Nachforschungen über Betroffene des Holocaust durch, erklärte Jo-Ellyn Decker, Bibliothekarin für Recherche und Referenzen.

In diesem Fall sei sie rückwärts vorgegangen und habe nach dem Adressaten des Briefes gesucht, so Decker. Einträge in einer museumsinternen Datenbank für Rudi Simon und seine Frau Gretel Maier Simon aus Chicago deckten sich mit den Namen im Brief. »Dadurch wusste ich, dass ich auf der richtigen Spur war«, meint Decker.

Dank der Anrede und des genannten Mädchennamens in der Akte Gretels konnte man darauf schließen, dass es sich bei dem Verfasser Jacques Maier um ihren Vater handelte. Im Onlineregister des Museums fand sich der deutsche Name Jacob Maier, dessen Wohnort tatsächlich mit Gretels Geburtsort übereinstimmte. Durch einen Artikel fand ich Maiers Enkelin Evelyn Vogel. Sie erklärte mir, dass der Brief nur einer von vielen in einer Sammlung ihrer Mutter Gretel war, die deren Eltern ab 1938



Margarete mit der historischen Nähmaschine (l.); die Enkelin Evelyn Vogel und die ASF-Freiwillige Pauline Püschel (r.)

ihr geschrieben hatten und die sie an verschiedenen Orten im Haus aufbewahrte. Als Evelyn nach deren Tod ihre Habseligkeiten spendete, übersah sie den Brief in der Nähmaschine. Mithilfe weiterer Archivbestände des Museums wie Internierungsbelegen sowie der Briefsammlung konnten wir nun die persönlichen Schicksale der Großeltern Evelyns nachverfolgen.

Ein Hutmacher aus Offenburg, der 1938 vertrieben wurde

Jacob Maier besaß ein Hutmachergeschäft in Offenburg. Seine Tochter Gretel war aufgrund des wachsenden Antisemitismus bereits 1938 ihrem Verlobten in die USA gefolgt. Ihre Eltern versuchten, über die Generalkonsulate in München und Stuttgart Ausreisevisa zu ergattern, doch die Wartezeit betrug aufgrund der restriktiven Einreisequoten der USA eineinhalb Jahre.

Am 22. Oktober 1940 fielen Jacob und seine Ehefrau Fanny Maier dann einer der ersten Ausweisungen jüdischer Staatsbürger*innen zum Opfer. Dabei wurden laut der Ausstellung »Gurs 1940« offiziell 6.404 Jüdinnen*Juden aus Südwestdeutschland in Lager in die unbesetzte Zone Frankreichs deportiert, wo die Vichy-Regierung eng mit dem NS-Regime kollaborierte.

Jüdinnen*Juden und politische Gegner*innen, die in den Jahren zuvor im damals noch freien Frankreich Exil gesucht hatten, lebten nun erneut in Angst. Sie mussten

sich verstecken oder liefen Gefahr, zusammen mit Gefangenen aus Deutschland, wie den Maiers, interniert zu werden.

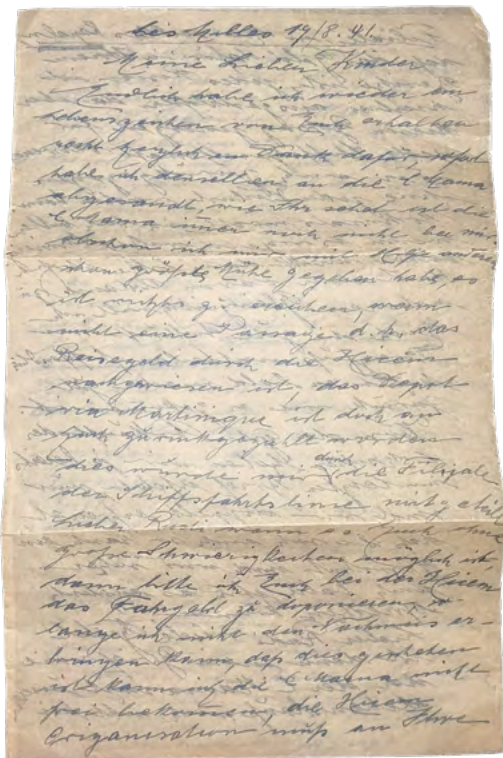
Gefangen in französischen Lagern: »Heute waren 13 Beerdigungen, so täglich«

Nach einer dreitägigen Fahrt in Zugwaggons ohne Sanitäreinrichtungen kam der Transport im Lager Gurs am Fuße der Pyrenäen an. Fanny berichtet, sie sei in einer Baracke mit 60 Menschen eingepfercht gewesen. Auch beschreibt sie die elendigen Bedingungen im Lager: »Heute waren 13 Beerdigungen, so täglich. [...] Leider fehlen die notwendigsten Medikamente.« Laut der Universität des Saarlandes starben allein im Winter 1940/41 800 Insass*innen an ansteckenden Krankheiten wie Typhus und Ruhr.

Vom Lager Gurs aus beantragte das Ehepaar ein Visum beim US-Konsulat in Marseille, woraufhin sie eine lange Liste an Dokumenten zusammentragen mussten. In den Briefen ist nachzulesen, dass dafür Papiere von zwei Sponsoren in den USA belegt werden mussten. Doch diese Papiere waren nur kurzzeitig gültig und mussten immer wieder neu zum Konsulat geschickt werden.



Passbild von Jacob Maier
und der gefundene Brief



Im Mai 1941 wurde Jacob in das Transitlager Les Milles bei Marseille verlegt, was damals ein Anzeichen dafür war, zu den Menschen mit Aussichten auf einen Visumstermin zu gehören. Fanny blieb allein in Gurs zurück – unter den sehr prekären Bedingungen. Im gefundenen Brief schreibt Jacob seiner Frau, dass er nur noch um die 53 Kilogramm wiege. Es sei »bei dieser Ernährung« gar nicht anders möglich.

Eine große Hürde wurde für die Maiers der für das Visum erforderliche Nachweis eines Schifffahrtstickets, das von den Verwandten bezahlt werden musste. Gretel und Rudi hatten bereits Geld für eine Ausreise über Martinique deponiert, doch diese Passage werde »nicht mehr gewertet, da die Strecke ausfällt«, bedauert Fanny. Sie und ihr Ehemann wollten stattdessen über Lissabon oder Kuba in die USA ausreisen.

Im August 1941 bat Jacob seinen Schwiegersohn eindringlich, das Geld für die Reise erneut bei der Hilfsorganisation HICEM zu deponieren. Solange er keinen Nachweis der Tickets habe, könne er seine Frau nicht freibekommen.

»Soeben höre ich, dass nur noch Leute von hier wegkönnen, deren Papiere aus Washington bestätigt sind«, schreibt Fanny, nachdem die USA im Juli 1941 ihre Einreisevorschriften weiter verschärft hatten. Visa wurden nur noch zentral vergeben, zusätzliche Dokumente waren nun erforderlich.

»Die Lage ist trostlos, ich bin machtlos«, schreibt Jacob.

Die Ausreisebemühungen der Maiers waren vergeblich. Nach dem Beschluss zur Vernichtung der Juden in Europa (»Endlösung«) im Januar 1942 stimmte das Vichy-Regime der Auslieferung von 10.000 ausländischen Jüdinnen*Juden aus der freien Zone zu. Insgesamt wurden 2.000 Insass*innen aus Les Milles über Drancy bei Paris nach Auschwitz deportiert. Die Maiers waren Teil des Konvois 20, welcher 1.000 Menschen, darunter 301 Erwachsene aus Les Milles sowie 530 Kinder bereits ermordeter Eltern aus den Loiret-Lagern, umfasste. Nach ihrer Ankunft in Auschwitz wurden 99 Menschen zur Zwangsarbeit verpflichtet. Jacob und Fanny Maier gehörten zu denen, die sofort vergast wurden.

Auch wenn die Ergebnisse dieser Recherche Evelyn an das schreckliche Ausmaß der Grausamkeit der Nazis und das Leid und den Tod ihrer Großeltern erinnern, ist sie froh, nun endlich mehr Klarheit zu haben. »Meine Geschichte ist ein Aufruf, aktuellen Ungerechtigkeiten nicht tatenlos zuzusehen.«

Pauline Püschel leistete 2025–2026 ihren ASF-Freiwilligendienst bei Cradles to Crayons in Chicago, USA. Die NGO unterstützt Kinder aus armen Verhältnissen mit Kleidungsspenden und Schulmaterialien. Das Freiwilligenjahr fand im Rahmen des Internationalen Jugendfreiwilligendienstes (IJFD) statt.

Geschichte in Bewegung: schwieriges Erinnern in Brno

Kira Gruner

Alljährlich findet der Sudetendeutsche Tag statt, an dem deutsche Heimatvertriebene aus dem böhmischen Land ein Kultur- und Gemeinschaftstreffen organisieren. 2026 fand zum ersten Mal das Treffen der Sudetendeutschen in Brno (früher Brünn) und damit in Tschechien statt. Das Festival »Meeting Brno« hatte die Sudetendeutsche Landsmannschaft nach Brno eingeladen. Das Treffen stand dieses Jahr unter dem Slogan »Alles Leben ist Begegnung« und befasste sich vor allem mit dem Versöhnungsgedanken und dem europäischen Zusammenhalt.

Als ASF-Freiwillige lebe ich in České Budějovice (Budweis) und engagiere mich in der Nichtregierungsorganisation Post Bellum für die Erinnerung an die tschechische Geschichte, die gerade in dieser Region stark durch die deutsch-tschechische Kulturgeschichte bestimmt ist. Post Bellum hat es sich zur Aufgabe gemacht, Erinnerungen aus dem 20. Jahrhundert für Bildungszwecke zu dokumentieren und zugänglich zu machen. Mehr als 1.000 Zeitzeugengespräche kann man auf der Website www.memoryofnations.eu finden. Mit Post Bellum nahm ich an den Gedenkaktivitäten an diesem Pfingstwochenende teil, um mögliche Zeitzeug*innen zu finden und die Veranstaltung zu dokumentieren.

Dass Angehörige der deutschen Vertriebenen und tschechische Vereine zusammen versuchen, der Geschichte zu gedenken und darüber in den Austausch zu kommen, ist bis heute alles andere als selbstverständlich. Über Jahrzehnte waren die Vertriebenentreffen von einer sehr einseitigen Sichtweise mit klaren Schuldzuweisungen und Forderungen nach einer Umkehr der neuen Grenzziehungen verbunden. Beide Seiten thematisierten vor allem das eigene Leid, ohne sich mit den Opfern der anderen Seite und den Schuldverstrickungen im eigenen Umfeld auseinanderzusetzen. Der Kalte Krieg mit dem Eisernen Vorhang fror diese Konstellation auf lange Zeit ein. Auf tschechischer Seite stand nur zu verständlich die deutsche Besatzungszeit mit den NS-Verbrechen, Zwangsarbeit und der Unterdrückung der tschechischen Kultur im Vordergrund. Als kleineres Nachbarland, das von den europäischen Großmächten 1938 geteilt und dann von Nazi-Deutschland 1939 vollends besetzt wurde und das im Sozialismus mit der Niederschlagung des Prager Frühlings abermals Gewalt und Fremdbestimmung erfuhr, blickte Tschechien immer noch mit Sorge auf diese historischen Fragen, zugleich standen die enormen Transformationsprobleme nach dem Zerfall der sozialistischen Wirtschaft in den 1990er-Jahren im Vordergrund.

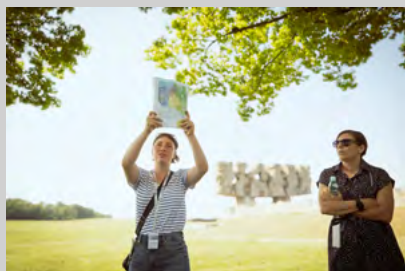
So gab es auch nach 1989 und trotz der europäischen Integration neben viel Annäherung immer wieder Rückschläge, die vor allem nationalistische Stimmen befeuerten. Erst 2015 verzichtete die Landsmannschaft offiziell auf ihre Forderung nach einer »Rückgewinnung der Heimat«. Daher betonten beide Seiten nun im Umfeld dieses Tages: »Es ist wichtig, dass wir den nächsten Schritt machen, nicht vergessen, sondern uns mit der Geschichte auseinandersetzen, damit die Versöhnung etwas Aktives ist. Denn wir tragen alle ein Stück Verantwortung dafür, dass das nicht noch mal passiert.«

Gemeinsam auf dem Weg der Versöhnung

Infolge dieses neuen Verständnisses wurden ein Versöhnungsmarsch sowie ein Begegnungsfest veranstaltet. »Dieser Versöhnungsgedanke hat früher nicht existiert, zumindest nicht ausreichend«, berichtet eine Nachfahrin einer vertriebenen Familie. Umso wichtiger war die Verständigung bei diesem Treffen der Sudetendeutschen in Tschechien. Der Erinnerungsgang verlief in umgekehrter Richtung auf der Route des sogenannten »Brünner Todesmarsches« von 1945, bei dem Zehntausende deutschsprachige Bewohner*innen vertrieben und zahlreiche getötet wurden. Mehr als 1.000 Menschen liefen aus Pohořelice, einer Kleinstadt im Südosten Tschechiens, zurück ins 25 Kilometer nördlicher gelegene Brno an diesem heißen Samstag. Es nahmen Personen, die einen sudetendeutschen Familienhintergrund haben, Tschech*innen, die sich mit dem Thema beschäftigt haben, und junge und alte Menschen, die das gemeinsame Europa feiern wollten, teil. »Das finde ich herrlich, dass viele junge Menschen dabei sind«, erzählt ein Herr.

Wenn auch das Wochenende nicht nur von Zusammenstehen und Gemeinsamkeit, sondern auch von Gegenprotesten geprägt war, war »die Stimmung [innerhalb der Veranstaltung und in Brno] nicht nur friedlich, sondern freundlich«, so ein weiterer Eindruck von diesem Tag. Die Gegenproteste forderten ein Verbot der Veranstaltung, sie wurden von kommunistischen sowie nationalistischen Parteien getragen. Demgegenüber solidarisierten sich andere Parteien, der tschechische Präsident Petr Pavel übernahm kurzfristig die Schirmherrschaft für das Festival. Es gab verschiedene Dialog- und Begegnungsformate mit einem bewusst deutsch-tschechischen wie europäischen Verständnis. »Wir Europäer müssen zusammenhalten, wir müssen zusammenstehen«, so eine Teilnehmerin des Versöhnungsmarsches im Hinblick auf die gemeinsame Zukunft.

Kira Gruner lebte als ASF-Freiwillige 2025–2026 in Brno (Tschechien), wo sie sich im Projekt Post Bellum engagierte. Post Bellum sammelt seit 2001 Erinnerungen an Schlüsselmomente des 20. Jahrhunderts in Tschechien. Die Organisation gestaltet außerdem Ausstellungen, veröffentlicht Bücher und führt jedes Jahr den größten Dokumentarfilmwettbewerb in Tschechien und der Slowakei durch. Ihr Freiwilligendienst fand im Rahmen des Internationalen Jugendfreiwilligendienstes (IJFD) statt.



Die ASF-Freiwillige Luisa engagierte sich 2023–2024 in der KZ-Gedenkstätte Majdanek bei Lublin, Polen, für die Erinnerung an die Verfolgung in diesem Vernichtungslager, aber auch an das jüdische Leben vor der Shoah in der Region.

ASF-FREIWILLIGE FÜR ERINNERUNG UND SOLIDARITÄT



V. ZEITGESCHICHTLICHE UND POLITISCHE BEZÜGE

Unbequeme Held*innen

**Franz Kaufmann und die Rettung von Jüd*innen und Christ*innen
»jüdischer Herkunft« Anfang der 1940er-Jahre**

Katrin Rudolph

Ab 1933 wurden Menschen aus den unterschiedlichsten Konfessionen, Kulturzusammenhängen und Milieus mit einem fiktiven Rassemerkmal als sogenannte »Nichtarier« ausgegrenzt. Mit der Entrechtung durch die Rassengesetzgebung verfolgte die deutsche Regierung bis 1941 zunächst eine Politik der »forcierten Vertreibung«. Die Betreuung Ausreisewilliger fand durch vier Hilfsstellen statt. Sie alle mussten damit leben, dass sie mit den nationalsozialistischen Behörden zu kollaborieren hatten. Dass sie damit nicht nur das Schicksal ihrer Betreuten erleichterten, sondern auch Menschenleben retteten, stellte sich erst später heraus. Denn ab dem 23. Oktober 1941 durften »Nichtarier« nicht mehr ausreisen, auf die Phase der »forcierten Vertreibung« folgte nun die Phase der »Vernichtung«. Nach der zwangsweisen Schließung der evangelischen Hilfsstelle und der Verhaftung etlicher Mitarbeiter*innen änderte sich auch die Art der Hilfe in ihrem Umfeld. Nun ging es nicht mehr darum, ein Leben im Ausland vorzubereiten, sondern ein Leben in der Illegalität. Dazu brauchte es besonderen Mut und ein weitverzweigtes Retternetz. Hier soll es nun insbesondere um Franz Kaufmann gehen, einen Juristen aus Grunewald (Berlin), eine schillernde Persönlichkeit. Zeitzeug*innen erinnerten ihn als hochemotional, im Guten wie im Schlechten. Ihre Einschätzungen sagen auch etwas darüber aus, was wir von »Held*innen« erwarten.

Franz Kaufmann wird am 5. Januar 1886 als dritter von drei Brüdern in Berlin geboren. Sein Vater, Felix Kaufmann (1846–1908), ist Rechtsanwalt und Notar aus Demmin (Pommern). Der Nachname zeigt an, dass es sich bis zur vorigen Generation um eine Kaufmannsfamilie handelte, denn der Vater von Felix hieß noch Cohen und änderte

den Familiennamen mit der Konversion zum Christentum. Eine typische bürgerliche Familiengeschichte des 20. Jahrhunderts. Franz' Mutter, Julie (1857–1940), stammt ebenfalls aus einer Kaufmannsfamilie. Die drei Söhne werden evangelisch getauft und erzogen. »Starke nationale Gesinnung war in meinem Elternhaus eine Selbstverständlichkeit«, wird Franz Kaufmann später der Gestapo zu Protokoll geben.

Franz besucht das Gymnasium und erhält Ostern 1904 das Reifezeugnis. Wie sein Vater und seine älteren Brüder Erich und Bruno schlägt er die juristische Laufbahn ein. Er studiert in Heidelberg, München, Halle und Berlin, wird Referendar in Berlin und Kiel. Nebenher schreibt er an seiner Doktorarbeit und meldet sich freiwillig zum Militär. Schon zum Beginn des Ersten Weltkriegs wird er einberufen. Nach mehreren militärischen Auszeichnungen wird er kurz vor Kriegsende an der Lunge schwer verletzt. Doch der national denkende Mann schont sich nicht und nimmt Ende 1918, noch nicht aus dem Genesungsheim entlassen, an einem rechtsradikalen Umsturzversuch gegen den bayerischen Ministerpräsidenten Kurt Eisner teil, der niedergeschlagen wird. Kaufmann wird für einige Stunden festgenommen, aber in Ermangelung von Beweisen freigelassen.

Er beginnt die Laufbahn bis zum Obermagistratsrat im Berliner Bezirksamt Charlottenburg und wird Anfang der 1920er-Jahre ins preußische Innenministerium als Kommunalfinanzreferent berufen. Allerdings verliert er diese Stelle schon nach einem halben Jahr, und zwar wegen nationalkonservativer Äußerungen, mit denen er die sozialdemokratische Politik seines Dienstherrn schmäht. Aber er wird in das Reichsfinanzministerium übernommen, wo er wieder Karriere macht bis zum Oberregierungsrat. 1928 entsendet ihn der Reichssparkommissar zur Prüfung der württembergischen Landesverwaltung. Das in diesem Zusammenhang entstehende Gutachten entwickelt Gedanken über eine Neugliederung der Verwaltungsbezirke und Kommunalverbände, die in anderen deutschen Ländern daraufhin umgesetzt werden. Fachlich ist er also sehr erfolgreich, und doch bleibt sein Arbeitsleben voller Konflikte.

Zunächst hat er im Juni 1931 einen Todesfall zu beklagen: Seine erste Frau Alexa stirbt. Kaufmann lenkt sich davon mit Arbeit durch die Prüfung der Stuttgarter Verwaltung ab. Ein Jahr später prüft er die Stadtverwaltung Halle. In diese Zeit fallen auch die Auseinandersetzungen Kaufmanns mit seiner Behörde, die entstehen, als er einen selbstständig erarbeiteten »Gesamtplan für die Reform der öffentlichen Verwaltung« dem Finanzminister zukommen lässt, ohne ihn zunächst dem Reichssparkommissar vorzulegen. Die Umgehung des Dienstweges verursacht großen Unmut unter den Kollegen, die Kaufmann tatsächlich bewusst aus dem Entscheidungsprozess heraushalten wollte, um eine möglichst schnelle Umsetzung des Plans zu erreichen. Es fallen harte Worte, aus denen der Ehrgeiz Kaufmanns deutlich wird.



Passfoto Franz Kaufmann
auf der sogenannten
»Judenkennkarte« von
1939

Dennoch kann der Konflikt dadurch beendet werden, dass Kaufmann auf eine Veröffentlichung unter seinem Namen verzichtet, um wenigstens die Inhalte umgesetzt zu sehen. Sein Ehrgeiz ist also nicht mit Eitelkeit gleichzusetzen.

Die Machtübertragung an die Nationalsozialisten ändert alles. Kaufmann bittet im April 1933 schriftlich um eine Ausnahmeregelung bei der Anwendung des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums. Immerhin übernimmt man ihn 1934 noch in den Rechnungshof. Doch Ende Dezember 1935 wird Kaufmann mit knapp 50 Jahren in den dauerhaften Ruhestand versetzt. Sein vorausgegangener Antrag auf Belassung im Amt ist abgelehnt, wenigstens erhält er ein Ruhegehalt.

Anderthalb Jahre zuvor hat er die Fürsorgerin Margot von Walther geheiratet, die er aus der Stadtverwaltung Halle kannte. Jetzt, im Herbst 1935, wäre diese Hochzeit nicht mehr möglich gewesen, da nach den Nürnberger Gesetzen ihre Verbindung als »Rassenschande« gilt.

Seine Brüder sind bereits emigriert, nun bemühen sich auch Franz und Margot Kaufmann um ihre Auswanderung. Zwei Ausreiseversuche in die Schweiz und in die USA scheitern an der Verkettung unglücklicher Umstände. Ein Lichtblick ist die Geburt der Tochter Angelika 1940. Im gleichen Jahr stirbt seine Mutter Julie, um die er sich nun keine Sorgen mehr machen muss. Durch Angelika erhält die Beziehung der Eltern den Status einer »privilegierten Mischehe«.

Man mag es kaum glauben, aber noch in den ersten Kriegsmonaten hat sich Kaufmann erfolglos um Aufnahme in die Wehrmacht als Kriegsfreiwilliger bemüht und, als ihm dies versagt wird, wenigstens ins Rote Kreuz. Er reaktiviert sein bereits im Religionsunterricht gewachsenes Interesse an Theologie und schließt sich bekenntniskirchlichen Gesprächskreisen an. Dazu gehören die Dahlemer Dogmatische Arbeitsgemeinschaft und ein Kurs zur Laienordination, der gegründet wird, damit in den Lagern im Osten Prädikanten die seelsorgerliche Begleitung der Deportierten übernehmen können. Eine Kursteilnehmerin wird später über Kaufmann schreiben: »Er war ein wunderbarer Mensch und Christ, von so unerschütterlichem Glauben, daß er uns alle mithielt.« Auch in der bekennenden Notgemeinde Halensee nimmt Kaufmann an verschiedenen Kreisen teil. Hier wird er mit weiteren Schicksalen

Kennort: <i>Berlin</i>	
Kennnummer: <i>A 135 659</i>	
Gültig bis <i>16. Januar</i> 19 <i>46</i>	
Nachname	<i>Fischer geb. Nieblar</i>
Vornamen	<i>Herta Emma Frieda</i>
Geburtsdatum	<i>2. April 1918</i>
Geburtsort	<i>Berlin</i>
Beruf	<i>Polierarbeiten</i>
Unveränderliche Kennzeichen	<i>gelb</i>
Veränderliche Kennzeichen	<i>gelb</i>
Bemerkungen: <i>Kein</i>	

Frieda Fischer geb. Nieblar
 (Unterschrift des Kennkarteninhabers)
 Berlin, den *16. Januar* 19*41*
 Der Polizeipräsident in Berlin
 (Unterschrift des ausfertigenden Beamten)

Kennkarte von Frieda Fischer

»nichtarischer« Christ*innen konfrontiert und nutzt sein juristisches Wissen und seine Beziehungen, um ihnen im Rahmen der Gesetze beizustehen.

Schleichend werden aus den Beratungen mehr und mehr konkrete Akte der Hilfe um des Überlebens willen. Der konservative Jurist sieht sich gezwungen, für den Handel mit Ausweisungspapieren und Lebensmittelkarten Kontakte zum Schwarzmarkt zu knüpfen. Eine Kennkarte für ein Dahlemer Gemeindeglied soll im Juli oder August 1942 die erste gewesen sein, die durch seine Hände ging. Gefälscht wurden dieser und andere Ausweise durch einen von Kaufmanns Schützlingen, den jungen Grafiker Cioma Schönhaus.

Kaufmann schickt über die Bekennende Kirche Untergetauchte zu Pfarrhausketten in Württemberg und Ostpreußen. Er bekommt Lebensmittelmarken aus Bekenntnismgemeinden. Er hat Schwarzmarktkontakte zu Kleinkriminellen. Er nutzt seine alten Regierungskontakte. Und auf viele, die ihn erleben, wirkt er dabei wie ein Getriebener. Als das jähe Ende schon nach einem Jahr der illegalen Hilfe im Sommer 1943 über sie hereinbricht, scheint Kaufmann bereits ziemlich erschöpft. Banale Missgunst bringt den Stein ins Rollen. Am 7. August erhält die Gestapo eine anonym verfasste Denunziation und nimmt eine Untergetauchte am 12. August fest. Von da

an werden nach dem Schneeballprinzip mehr und mehr aus dem weiten Berliner Retternetz um Franz Kaufmann verhaftet: einige der Dahlemerinnen, einige der Untergetauchten aus einem zionistischen Jugendbund, mit dem er kooperiert, einige der benötigten Schwarzmarkthändler und viele der Schützlinge Kaufmanns. Schließlich auch er selbst. 64 Personen werden vorgeladen, davon nur ganz wenige aus Mangel an Beweisen wieder entlassen. Die sogenannten »Nichtarier« werden deportiert. Die »arischen« und »halbarischen« Frauen aus dem Umkreis der Helfer*innen bekommen einen Prozess und werden zu Strafarbeit oder Haft verurteilt. Franz Kaufmann, der Jurist, ist durch die Rassengesetze nicht mehr gerichtsfähig. Gegen ihn gibt es weder Anklage noch Urteil. Nach Prozessende wird er nach Sachsenhausen gebracht und im Februar 1944 erschossen.

Weiterleben, als ob nichts geschehen wäre? Nein!

Kaufmanns engste Mitstreiterin Helene Jacobs beschrieb später als Grundmotiv für ihre Hilfsarbeit, dass sie die Frage »Sollen wir so weiterleben, als ob nichts geschehen wäre?« nur mit einem deutlichen Nein beantworten konnte. Für Franz Kaufmann war das nicht möglich, weil er nicht durfte, aber offenbar auch, weil er es angesichts des konkreten Elends nicht aushalten konnte. Kaufmanns Einmischung hat polarisiert. Er hat sich bei ehemaligen Vorgesetzten, früheren Kollegen und anderen Amtsträgern immer wieder für konkrete Schicksale eingesetzt. Manchen war er so unbequem, dass sich in der Literatur über Jahrzehnte der Vorwurf hielt, Kaufmann habe durch seine Unvorsichtigkeit und sein amokartiges Verhalten ständig seine Umgebung in Gefahr gebracht. Andere schätzten gerade seine klare Haltung, die sich nicht hinter irgendwelchen taktischen Erwägungen verbarg. Es ging ihm, dem Pragmatiker, von Anfang an darum, Einzelne dem Tod zu entreißen. Und um seine moralische Integrität. Die Öffentlichkeit bekenntniskirchlicher Kreise nutzte er für das Propagieren zivilen Mutes. Für konkrete Personen, denen er Ausweise und Lebensmittelmarken organisierte, fiel er »dem Rad in die Speichen«, um die bekannte bonhoeffersche Formulierung aufzunehmen. Er überredete dazu, den Deportationsaufforderungen nicht nachzukommen, er schaffte Überlebenschancen, er hielt sich nicht an konfessionelle Schranken. Als Lai*innen entsprachen er und seine Mitstreiter*innen dem bonhoefferschen Verständnis der kirchlichen Aufgabe, Dienst an den Opfern des Staatshandelns zu leisten, wenn der Staat nicht mehr Recht und Ordnung, sondern Unrecht und Unordnung schaffe. Sie handelten als mündige Christ*innen und Bürger*innen.

Bei dem Philosophen und Rabbiner Emil Fackenheim finden wir einen ähnlichen Widerstandsbegriff, wenn er schreibt: »Der Nationalsozialismus verlangt nichts geringeres vom sog. ›Rassenfeind‹ als Selbstzerstörung, vorbereitet durch die

Selbsttransformation in jene abscheuliche Kreatur, die er entsprechend der Nazi-Doktrin schon von Geburt an sei.« Für ihn ist es deshalb schon wirklicher Widerstand, wenn die Betroffenen sich nicht dem ausdrücklichen Ziel der nationalsozialistischen Rassenpolitik unterwerfen, sich zu Nichtmenschen degradieren zu lassen.

Wir leben in anderen Zeiten, zum Glück, aber Analogien zu ethischen Problemen der Gegenwart lassen sich problemlos finden. Die Frage »Sollen wir so weiterleben, als ob nichts geschehen wäre?« stellt sich deshalb andauernd. Es ist die Frage nach dem moralischen Bankrott, der im sehenden Geschehenlassen wohnt. Deshalb lohnt es sich, die Geschichte von Franz Kaufmann weiterzuerzählen, der wahrscheinlich kein besonders netter oder besonders charmanter Held war, wie seine Biografie zeigt. Im Kollegenkreis und für seine Vorgesetzten, aber auch beim Einfordern von Solidarität während der aktiven Hilfeleistungen scheint er ein echter Störenfried gewesen zu sein. Solche Geschichten zu erinnern ist notwendig, um uns selbst daran zu erinnern, wie gut es ist, wenn wir solche Menschen um uns haben, die Fragen offenhalten.

Dr. Katrin Rudolph hat am Zentrum für Antisemitismusforschung der TU Berlin über das Retternetz um Franz Kaufmann promoviert und ist jetzt Oberkonsistorialrätin der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz.

LITERATURHINWEISE ZUM THEMA

»BIOGRAFISCHES LERNEN/LERNEN AN BIOGRAFIEN«

Margit Herfarth

- Luibl, Hans Jürgen, Art. Helden, in: Das Wissenschaftlich-Religionspädagogische Lexikon im Internet (www.wirelex.de), 2021.
- Mendl, Hans, Art. Modelllernen, in: Das Wissenschaftlich-Religionspädagogische Lexikon im Internet (www.wirelex.de), 2017.
- Mendl, Hans: Modelle – Vorbilder – Leitfiguren: Lernen an außergewöhnlichen Biografien. Religionspädagogik innovativ 8, Stuttgart 2015.
- Sajak, Clauß Peter, von Eiff, Miriam Sophia, Art. Biografisches Lernen, in: Das Wissenschaftlich-Religionspädagogische Lexikon im Internet (www.wirelex.de), 2017.
- zeitspRUNg 1/2018: Vorbilder (https://akd-ekbo.de/wp-content/uploads/zeitspRUNg_1-2018.pdf).

Dr. Margit Herfarth ist Studienleiterin für den Bereich Religionspädagogik im Amt für kirchliche Dienste in der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz.

VI. LITERATUR

Auch die Gleichgültigkeit schmerzt

Angelika Obert

Marina Chernivsky, Bruchzeiten: Leben nach dem 7. Oktober

S. Fischer Verlag, Berlin, 2025, 176 Seiten, 24 Euro.

Über Israel wird seit dem 7. Oktober 2023 viel geredet – meist in selbstgewisser Empörung. Nur wenige kümmert es dabei, wie es den Jüdinnen*Juden in Deutschland geht, die miterlebt haben, dass auf antiisraelischen Demonstrationen Vernichtungswünsche gebrüllt, Bilder der israelischen Geiseln beschmiert und abgerissen wurden. Kaum der Rede wert scheint es zu sein, dass jüdische Töchter und Söhne auf Pausenhöfen in Schulen und in Universitäten vor antisemitischer Hetze nicht geschützt sind und dass auch immer wieder ihre Wohnungen als »jüdisch« markiert werden.

Marina Chernivsky ist Psychologin und leitet eine Beratungsstelle für von Diskriminierung Betroffene. Sie weiß, wie sehr die Erfahrung von Bedrohung in der jüdischen Community seit dem 7. Oktober zugenommen hat. Und sie weiß auch, dass die Bedrohung nicht erst da beginnt, wo die Gewalt manifest wird. Auch die Ignoranz und die Gleichgültigkeit der nicht-jüdischen Mehrheit schüren Angst und das Gefühl der Bodenlosigkeit. Dagegen will sie anschreiben und eine Sprache finden, die es möglich macht, mit dieser Angst fertigzuwerden.

So vergegenwärtigt sie in ihrem Buch ihren eigenen Lebensweg. Sie erzählt von ihrer Kindheit in der Ukraine, in der es zu sowjetischer Zeit keinerlei öffentliche Erinnerung an die Shoah gab und sie gleichwohl als Jüdin Außenseiterin blieb. Wehmütig denkt sie an die Aufbrüche in der unabhängig gewordenen Ukraine, als sich eine Kultur des Gedenkens an jüdisches Leben dort entwickelte, die durch den Angriffskrieg Russlands nun wieder zunichtegemacht wird. Nicht erst der 7. Oktober,

sondern bereits der 24. Februar 2022 hat für sie einen tiefen Bruch bedeutet. Als sie 1990 mit ihrer Familie nach Israel auswanderte, waren die folgenden glücklichen Jugendjahre doch begleitet von der Allgegenwart palästinensischer Terroranschläge und einem ständigen Auf-der-Hut-Sein. Seit dem Massaker am 7. Oktober quält sie, wie viele andere, die Sorge um Israel – nicht nur, weil der Vernichtungswille der Hamas manifest geworden ist, sondern auch, weil ihr die politischen Fehlentwicklungen in Israel Angst machen.

Nach dem Studium in Berlin hängen geblieben, machte sie die Erfahrung, dass es in Deutschland zwar eine ausgiebige Kultur des Erinnerns an die Shoah gibt, die aber eher dem guten Gewissen als der Einsicht in die eigene Schuld dient. »Juden«, so ihre Diagnose, werden hier vor allem als Opfer einer bewältigt geglaubten Vergangenheit wahrgenommen. Es werden zwar Überlebende angehört, aber die eigene familiäre Verstrickung in den Antisemitismus bleibt verschwiegen. So mag er zwar offiziell tabuisiert sein, wirkt aber in den Köpfen unreflektiert bis heute weiter. Darum, vermutet Chernivsky, wurden die Opfer des 7. Oktober so schnell verdrängt und »die Juden« wieder – wie so oft in der Geschichte – kollektiv als Täter*innen wahrgenommen. Antisemitismus zeige sich »besonders deutlich im Widerstand gegen seine Thematisierung«.

Sehr genau geht Marina Chernivsky dem Abgrund jüdischer Verzweiflung nach dem 7. Oktober auf den Grund, sehr genau spürt sie den Gründen des niemals wirklich überwundenen Antisemitismus in Deutschland nach. Aber es geht ihr nicht (nur) um Klage. Sie hofft auch. Sie hofft, dass es der nicht-jüdischen Mehrheit eines Tages möglich sein wird, Jüdinnen*Juden mit Sympathie zu begegnen. Ihr Buch jedenfalls ermöglicht ein tieferes Verstehen.

Angelika Obert, Pfarrerin i. R., ist ehemalige Rundfunk- und Fernsehbeauftragte der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz für den Rundfunk Berlin-Brandenburg (rbb).



Darya aus Belarus wird an der Gedenkstätte Buchenwald das Archiv und die Bildungsarbeit unterstützen.

**Freiwillige ein Jahr begleiten,
Engagement ermöglichen**

Jetzt eine Patenschaft übernehmen!

www.asf-ev.de/freiwilligenpatenschaften





Unterstützen Sie junge Freiwillige mit Ihrer Patenschaft!

Ein Jahr Freiwillige begleiten –
Ein Jahr Engagement möglich machen



Alle Informationen und die neuen Freiwilligen im Portrait:
www.asf-ev.de/freiwilligenpatenschaft
Tel. +49 30 28 395 208 | Mail: infobuero@asf-ev.de

Herausgeber: Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e. V. | Auguststraße 80 | 10117 Berlin

Telefon +49 30 28395-184 | Fax +49 30 28395-135

 asf.de |  asf_ev |  Aktion Sühnezeichen Friedensdienste | www.asf-ev.de

Spendenkonto (bitte beachten: seit 2023 geänderte Kontodaten):

IBAN: DE72 3702 0500 0003 1137 00 | BIC: BFSWDE33XXX | SozialBank

Redaktion: Jutta Weduwen (verantwortlich), Marie Hecke, Thomas Heldt,
Matthias Loerbroks, Angelika Obert, Gabriele Scherle, Matteo Schürenberg,
Lorenz Wilkens

Gestaltung: Anna-Maria Roch | **Druck:** Druckerei Dülmen

Auflage: 1.900 Stück | Ausgabe: September 2026

Redaktionsschluss: August 2026

Bild- und Fotonachweise

Titelbild, Seite 21, 27, 28/29, 36/37: ASF/Karel Cudlín

Seite 5, 25, 57: privat

Seite 8/9: ASF/Harald Schmitt

Seite 22/23, 58: ASF/Bram Petraeus

Seite 25: ASF/Sabrina Gröschel

Seite 26: ASF/Andrzej Rudiak

Seite 39, 41: privat

Seite 43, 44: privat

Seite 48/49: ASF/Patryk Pawłowski

Seite 52, 53: BLHA

Umschlagrückseite: ASF/Ewa Wielgat

Foto auf Umschlagrückseite: ASF-Freiwillige am Shoah-Mahnmal in Amsterdam, 2025

Spendenkonto: IBAN: DE72 3702 0500 0003 1137 00 | BIC: BFSWDE33XXX | SozialBank (seit 2023 geänderte Kontodaten)